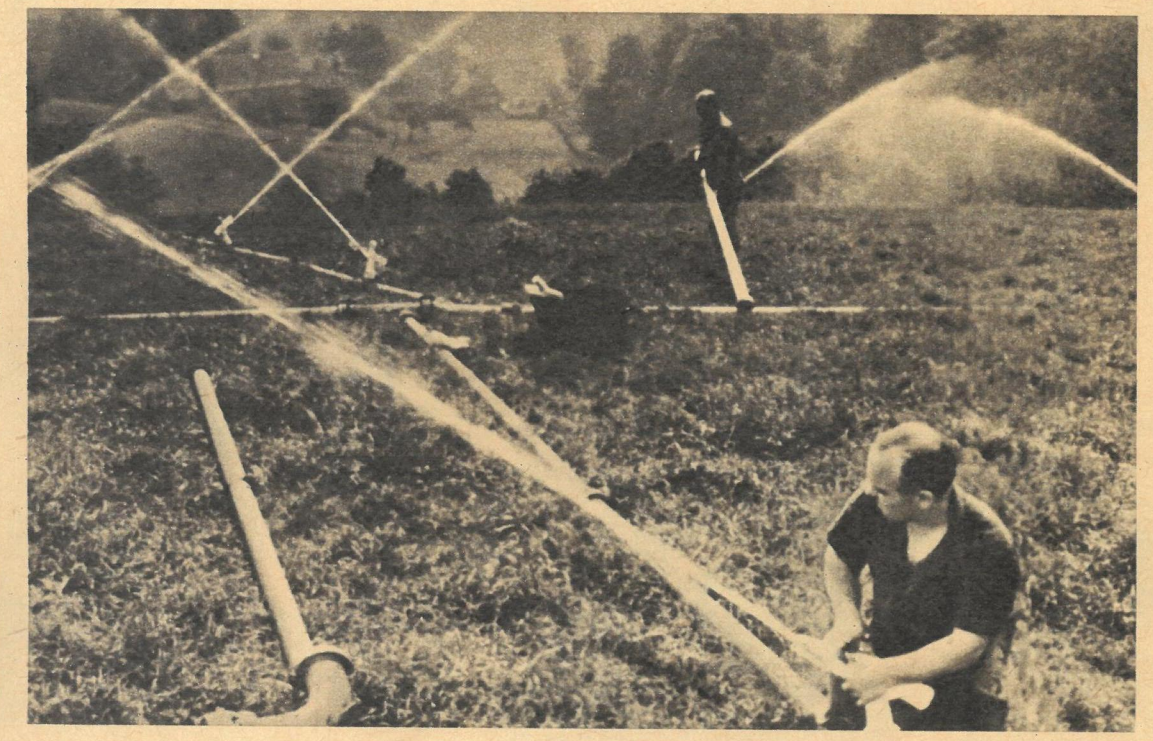
34
3. AUGUSTHEFT 1969
0,30 M
Foto: J. Rach

zb
ZEIT IM BILD

Fast alles über Mini-Räder erfahren Sie auf Seite 18

z6 INFORMATION



KARL-MARX-STADT. Beregnungsanlagen für die besonders gefährdeten Südhänge helfen im Volkseigenen Gut Lichterfelde die Grünfutterlage zu erhalten. Überall in der Republik unternehmen die Genossenschaftsbauern während der extrem trockenen Wochen alle Anstrengungen, um die Dürreschäden in Grenzen zu halten.

Fotos: Zentralbild

MAGDEBURG. Als schönste Stadt des Kreises Halberstadt will sich das 1200 Jahre alte Osterwieck zum 20. Jahrestag der DDR präsentieren. Bis zum 7. Oktober sollen Werte von vier Millionen Mark erarbeitet werden.

KIEW. Für zehn Tage war die Hauptstadt der Ukrainischen Sowjetrepublik Gastgeberin für elf Armeemannschaften der sozialistischen Länder, die in der Heldenstadt ihre Sommerspartakiade austrugen. Herzlich im Stadion der 100 000 begrüßt die Mannschaft unserer Nationalen Volksarmee.

Willi Piater kommentiert

Die Einheitsfront

In unserem Staat ist Geschichte nicht nur Unterrichtsfach in den Schulen. Der Blick zurück führt uns nach vorn, weil wir die progressiven Traditionen unseres Volkes wahren. Die Lehren der großen, fortschrittlichen Bewegungen sind uns unentbehrliche Hilfsmittel, um Gegenwart und Zukunft zu gestalten.

Eine dieser für das Schicksal unseres Volkes unter der nazistischen Diktatur gewonnenen entscheidenden Erkenntnis bestand wohl darin, alle demokratischen Kräfte zusammenzuführen, alle auf das gemeinsame Ziel zu orientieren: ein Deutschland des Fortschritts, das zum stabilen Hort des Friedens auf dem europäischen Kontinent wird.

Gerade in diesen Tagen besteht Anlaß, sich daran zu erinnern. Im Sommer 1945 ist in Berlin auf zentraler Ebene der Block der antifaschistisch-demokratischen Parteien gebildet worden. Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht und Otto Winzer zählten zu den Begründern. Anfangs gehörten nur die vier bestehenden Parteien zum Block (KPD, SPD, CDU, LDPD), 1948 kamen die zu diesem Zeitpunkt gegründeten DBD und NDPD hinzu, später auch der FDGB, die FDJ und der Kulturbund.

Die Kernsätze der ersten gemeinsamen Erklärung lauteten: „Die Vertreter der vier Parteien beschließen unter gegenseitiger Anerkennung ihrer Selbständigkeit die Bildung einer festen Einheitsfront der antifaschistisch-demokratischen Parteien, um mit vereinter Kraft die großen Aufgaben zu lösen. Damit ist ein neues Blatt in der Geschichte Deutschlands aufgeschlagen."

Bis zum Herbst 1945 wurden dann überall in der damaligen sowjetisch besetzten Zone Ausschüsse des demokratischen Blocks gebildet. Wie leicht läßt sich heute, fast 25 Jahre danach, darüber schreiben. Aber wie kompliziert, wie unendlich schwierig muß alles gewesen sein. Überall Trümmer, in den Städten, in den Köpfen, allerorts Not und Verzweiflung. Wieviel Bekennermut mußten die Aktivisten der ersten Stunde aufbringen, um dem Volk die Wahrheit über die Vergangenheit zu sagen, über die eigene Mitschuld und den schier aussichtslosen Weg des Neubeginns. Und mußten nicht in den eigenen Reihen Vorbehalte abgebaut, mußte nicht das Miteinanderreden, das Miteinanderarbeiten erst gelernt werden?

Der Begriff sozialistische Menschengemeinschaft ist in unserer Zeit und unserem Staat Synonym für die große Familie, in der alle Schichten der Bevölkerung der DDR füreinander und miteinander ihre Zukunft gestalten. Ein Markstein dieser Entwicklung war die Gründung des demokratischen Blocks – er legte am 19. August 1949 seine politischen und organisatorischen Grundsätze fest –, eine Garantie für die Kontinuität unseres Vorwärtsschreitens ist seine Existenz. Er besteht ja nach wie vor, er arbeitet wie jeher nach bewährten Prinzipien.

Im Block haben sich echte Partner vereinigt, von denen jeder die Führungsrolle der SED uneingeschränkt anerkennt. Nicht weil sie die zahlenmäßig stärkste Partei ist, vielmehr weil sie die historisch zur Führung der Nation berufene Arbeiterklasse repräsentiert, weil von ihr in allen Fragen immer die klügsten, die weitsichtigsten Initiativen ausgegangen sind. Die Bildung des demokratischen Blocks selbst fußt ja auf Beschlüssen der Konferenzen der KPD 1935 in Brüssel und 1939 in Bern. Hier wurden die Prinzipien marxistisch-leninistischer Bündnispolitik unter unseren Bedingungen umrissen. Im 1943 gegründeten „Nationalkomitee Freies Deutschland" nahmen sie Gestalt an und sind heute im demokratischen Block, in der Nationalen Front, ja überall in der DDR überzeugende Beweise für die Lebenskraft der gesellschaftsverändernden Ideen des Sozialismus.

Neue Häuser – neue Direktoren (16)

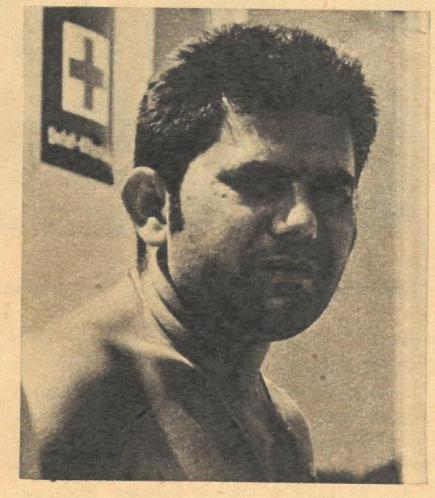
3 FRAGEN VOR DER TÜR

zb: Manfred Richter, Sie sind der Chef des wahrhaft fürstlichen Freibades zu Hartenstein. Was halten Sie von diesem Attribut?

Manfred Richter: Ich fasse es zuallererst als ein Kompliment an die Hartensteiner auf und bedanke mich dafür. Was den einstigen Fürsten von Hartenstein betrifft, auf den Sie anspielen, der hat tatsächlich früher hier in seinem Teich gebadet. Aber er und alle nachfolgenden Regenten in Hartenstein hatten für den Wunsch der Bürger, ein Freibad zu besitzen, nur taube Ohren. Unserem Bürgermeister Schlegel blieb es vorbehalten, vor wenigen Wochen dieses Schmuckstück der Öffentlichkeit zu übergeben. Vier Jahre haben wir hier gearbeitet und dabei immerhin 81 000 Stunden geleistet. Der Wert des Bades beträgt über eine Million Mark, der finanzielle Aufwand belief sich auf 345 000 Mark. Ich glaube an diesen Zahlen läßt sich einiges erkennen.

zb: Sicher läßt sich der Wert der Anlage noch in ganz anderen Größen messen. Wieviel Nichtschwimmer gibt es in Hartenstein?

Manfred Richter: So genau weiß ich das nicht, aber unter den Schulkindern sind es rund 70 Prozent. Aber seit wir geöffnet haben, hat jeden Tag ein Kind Schwimmen gelernt. Wir haben verträge mit den Schulen von drei Orten. Natürlich können auch die Erwachsenen im Hartensteiner Quellwasser die Grundbegriffe des Schwimmsports lernen. Früher mußte man von Hartenstein 15 Kilometer bis zum nächsten Bad fahren. Jetzt haben wir hier im Ort eine Voraussetzung für die Erfüllung des Staatsratsbeschlusses über die Förderung von Körperkultur und Sport. Und ob das ein schönes Geburtstagsgeschenk ist, mögen Sie selbst beurteilen.



zb: Herr Richter, Sie sind nicht Bademeister schlechthin. Sie sind der Leiter der Naherholung in Hartenstein. Sicher haben Sie hier weitergehende Pläne?

Manfred Richter: Das Gesamtgelände ist etwa fünf Hektar groß, die Wasserfläche fünfzig mal fünfzig Meter. Auf der Terrasse ist Platz für 120 Gäste. Zwei Verkaufsstände der HO führen ein reiches Angebot, und das Bier ist dezent gekühlt, da es aus dem Keller kommt. Aber wir wollen mehr. Im Herbst sollen die Umkleidekabinen gebaut werden. Wir wissen auch schon, wo das Planschbecken seinen Platz erhält und wo die Mehrzwecksportanlage sein wird. Möglicherweise brauchen wir auch einen Parkplatz. Natürlich wollen wir alle diese Dinge mit unseren Bürgern gemeinsam schaffen. Die besten Aufbauhelfer erhalten bei uns Freikarten für mehrere Jahre. Kommen Sie doch im nächsten Jahr wieder zu uns.

Gespräch und
Fotos: Günter Junggebauer

Parschaus Politik im Quadrat

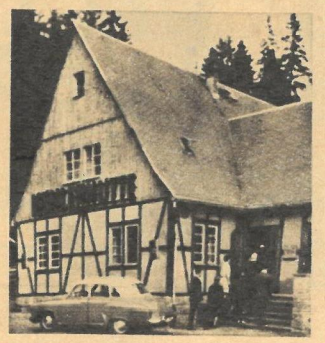
Kiesinger: „Die Alleinvertretung ist und bleibt ein Fundament unserer Außenpolitik."

Für den Geburtstagstisch

HAUS DER DIENSTE. 11 000 Mark an Eigenleistungen brachten Kollegen des Dienstleistungskombinates bisher im sozialistischen Wettbewerb beim Bau am „Haus der Dienste" in Wolgast. Besonderen Anteil daran haben die Kollegen der Elektroabteilung und der Klempnerei. Die Lehrlinge des Betriebes übernahmen die Klempnerarbeiten als Jugendobjekt.

HANDWERKER-GESCHENK. Die Angehörigen der Produktionsgenossenschaften und des privaten Handwerks der Stadt Rostock haben sich verpflichtet, bis zum 20. Jahrestag unserer Republik 82 Prozent des Jahresplanes zu erfüllen. Außerdem wollen sie Leistungen im Werte von 225 000 Mark für die Verschönerung der Stadt vollbringen.

BUNGALOW-BAU. Auf dem Zeltplatz Bansin/Ückeritz wurden zur weiteren Verbesserung der Urlauberbetreuung zwei Bungalows für die ärztliche Betreuung im Werte von 50 000 Mark errichtet.



Weitere drei Bungalows sind zur Vermietung an Urlauber freigegeben. In der nächsten Zeit werden zwei Waschanlagen mit einem Wert von 30 000 Mark fertiggestellt.

NEUE TURNHALLE. Vierzig Jugendfreunde der FDJ und BSG in Gerbershausen, Kreis Heiligenstadt, wollen bis zum 20. Geburtstag der DDR eine neue Turnhalle rohbaufertig übergeben. Sie verpflichteten sich, für dieses Vorhaben 1800 Arbeitsstunden zu leisten. Mehr als die Hälfte dieser Verpflichtung wurde bereits realisiert.

GASTRONOMISCHE OASE. In der Nähe der „Talsperre des Friedens" bei Sosa (Kreis Aue) öffnete die neuerbaute, im erzgebirgischen Stil eingerichtete Konsumgaststätte „Köhlerhütte" (Foto) ihre Pforten. Durch diese „gastronomische Oase" (montags und dienstags Ruhetage) erhält der bekannte Trinkwasserstausee noch mehr Attraktivität. Der weitere Gaststättenteil „Kohlenmeiler" soll noch im August für die Gäste empfangsbereit sein.

Foto: Jürgen Fuchs

Soldat der Revolution

Vor 25 Jahren, am 18. August 1944, wurde der Sohn und Führer der deutschen Arbeiterklasse Ernst Thälmann im KZ Buchenwald heimtückisch ermordet.

„. . . Soldat der Revolution sein", so schrieb Thälmann acht Monate vor seiner Ermordung an einen Bautzner Kerkergenossen, „heißt: unverbrüchliche Treue zur Sache halten, eine Treue, die sich im Leben und Sterben bewährt, heißt unbedingte Verläßlichkeit, Zuversicht, Kampfesmut und Tatkraft in allen Situationen zeigen . . ." Nach diesen Prinzipien lebte und kämpfte Ernst Thälmann. Und weil seine Charakterfestigkeit, sein Mut und seine Siegeszuversicht über die Grenzen Deutschlands hinaus auf die Arbeiter und alle antifaschistischen Kräfte ausstrahlte, wollten ihn die Nazis durch elf Jahre lange Einzelhaft von den Menschen isolieren, denen er den einzig möglichen Weg aus der Finsternis des Faschismus gewiesen hatte. Mit seiner Ermordung hofften sie, die antifaschistische Widerstandsbewegung in Deutschland zu zerschlagen.

Mit dem Tod Thälmanns erlitt die deutsche Arbeiterklasse einen schmerzlichen Verlust. In vielen Ländern trauerten die Antifaschisten um den großen Internationalisten. Doch seine Erkenntnisse, die fest in den Lehren von Marx, Engels und Lenin wurzelten, waren längst zum geistigen Besitz unzähliger Patrioten geworden, die mutig ihr Leben für ein glückliche Zukunft Deutschlands einsetzten. Sie ehrten Thälmann, indem sie nach seinem Vorbild lebten und unerschrocken den richtigen Weg weitergingen.

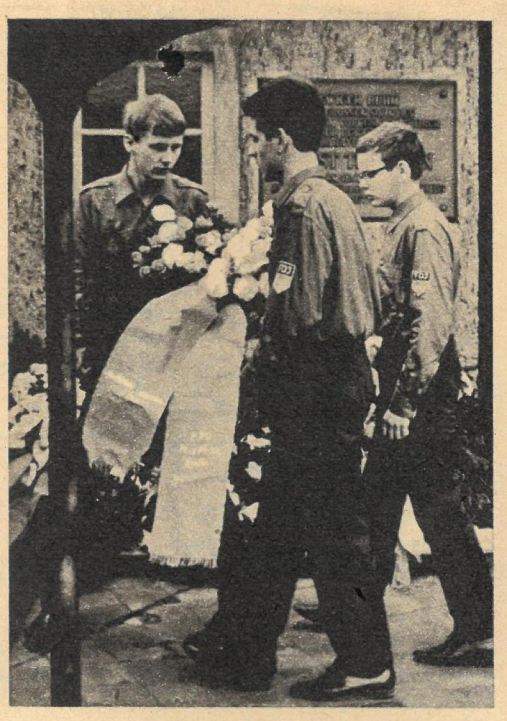
Nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus durch die Sowjetunion war ihnen sein Name Ansporn, nicht stehenzubleiben, sondern mit der Unterstützung der sowjetischen Genossen ein neues Deutschland aufzubauen, wie es Thälmann erträumt hatte.

Dieser Neubeginn erfordert ebensoviel, wenn nicht noch mehr: Mut, Kraft und Prinzipienfestigkeit, wie in den vorangegangenen Jahren. Die Genossen, zum größten Teil aus Zuchthäusern und Konzentrationslagern kommend, mußten lernen Betriebe zu leiten; sie mußten die Mitmenschen von der Richtigkeit ihres Weges überzeugen. Wenige Wochen vor dem 20. Jahrestag unseres sozialistischen Staates können wir stolz sagen: In der Deutschen Demokratischen Republik wurde das Vermächtnis Ernst Thälmanns erfüllt. Unter der Führung der Arbeiterklasse haben wir uns zu einem wirtschaftlichen starken und politisch konsequenten sozialistischen Staat entwickelt. Worte wie diese werden uns Ansporn und Verpflichtung bleiben, weiter im Sinne unseres Genossen Thälmann zu handeln: „Treu und fest, stark im Charakter und siegesbewußt im Handeln, so und n u r so werden wir unser Schicksal meistern und unsere revolutionären Pflichten für die große historische Mission, die uns auferlegt ist, erfüllen und dem wirklichen Sozialismus zum Sieg verhelfen können."

Text: Richter/Fotos: Billeb, Archiv

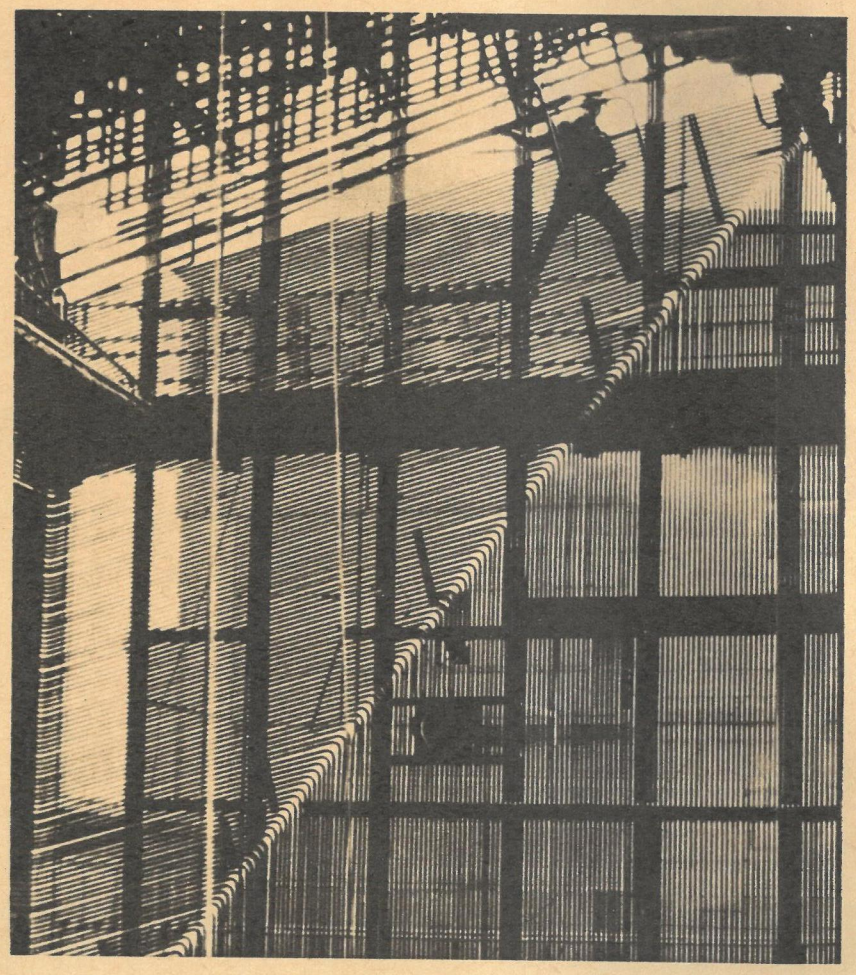
Die Thälmann-Gedenkstätte im ehemaligen KZ Buchenwald.

Thälmann auf einer internationalen Solidaritätskundgebung in Hamburg.



Bei Temperaturen um 50 bis 70 Grad führten die Männer in den Stahlwerken an den Öfen und Walzstraßen eine wahre Hitzeschlacht. Walter Pfeifer, Vertrauensmann in der Brigade „Ernst Knaack" im Stahl- und Walzwerk Hennigsdorf, und alle Werksangehörigen wollen trotz widriger Umstände alle Verpflichtungen zum 20. Jahrestag unserer Republik erfüllen. Die Versorgung der Stahlwerker mit Getränken und die ständige gesundheitliche Betreuung sind zu jeder Zeit gesichert.

Hochbetrieb in allen Freibädern der Republik. Bewährungszeit für die vielen neuen Naherholungszentren, die in diesem Jahr erstmals Gäste empfingen. Wassertemperaturen, die selbst an der Ostsee eher an die Temperaturen des Schwarzen Meeres erinnern, und eine wahre Affenhitze auch im Leipziger Zoo.



Turów, das größte polnische Kraftwerk, hat zur Zeit eine Leistung von 1400 Megawatt. 1971, wenn der Betriebsteil Turów II seine Arbeit aufnimmt, wird sie auf 2000 Megawatt ansteigen. Die Montagearbeiten am achten Energieblock (unser Foto) werden 1970 abgeschlossen sein.

Fotos: Zentralbild

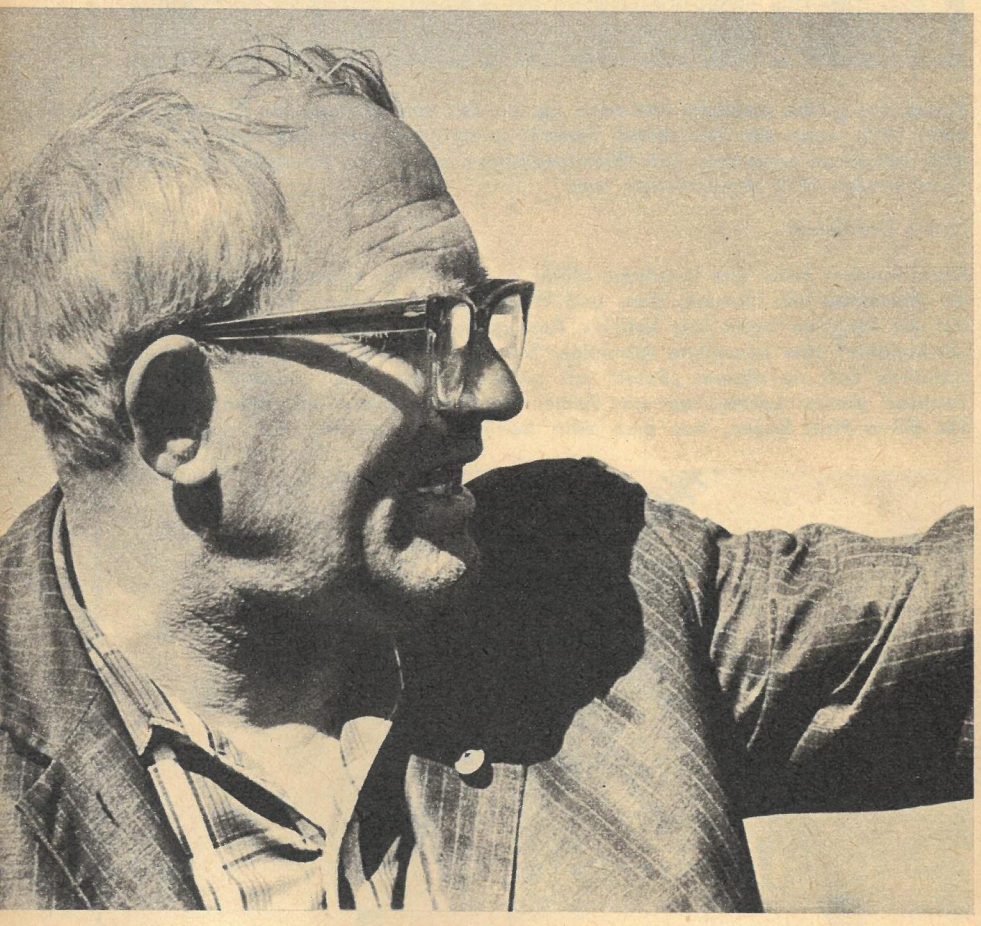
Diese hundert Jahre alte Holländer-Mühle vor den Toren Halle-Neustadts wurde als Gaststätte mit Terrasse, Bier- und Weinabteil sowie einer Bar eingerichtet. Für die Jüngsten bietet das beliebte Ausflugsziel mit dem treffenden Namen „Eselsmühle" eine besondere Attraktion: Sie können auf einem Esel reiten. Verständlich, daß sie diesem „Sport" mit großer Begeisterung huldigen. Von der Terrasse dieses Lokals, wo an Tischen aus zentnerschweren Mühlensteinen 144 Gäste Platz finden, hat man eine herrliche Aussicht auf die neue Stadt.

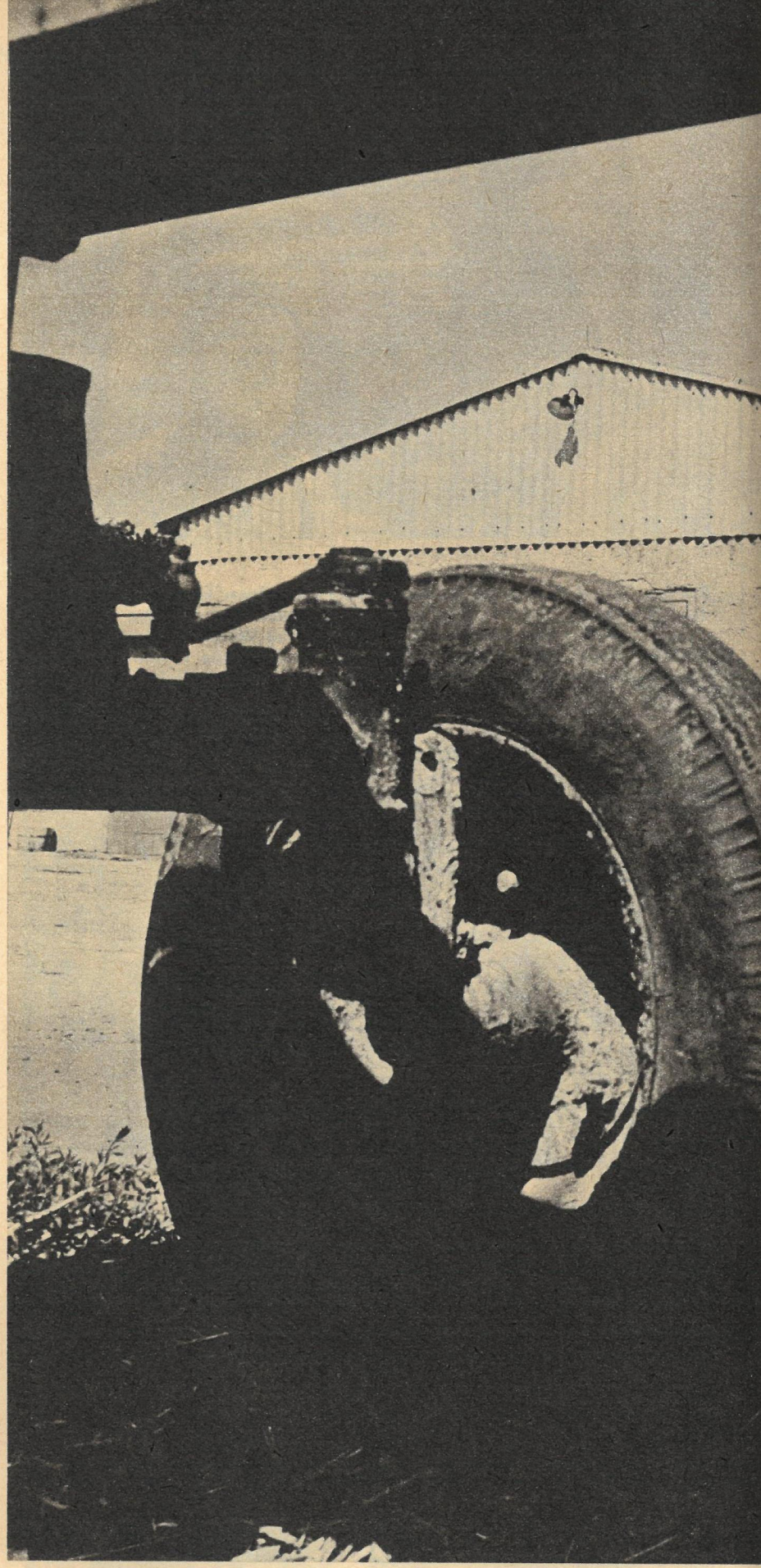
zb

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Gerhard Graban (stellvertretender Chefredakteur), Günter Blutke, Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Wolfgang Winkler
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf
Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43
Anzeigenverwaltung: DEWAG-Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Anzeigenpreisliste Nr. 5.

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M
Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: BSK der Industrie- und Handelsbank der DDR, 108 Berlin, Konto Nr. 6651-18-593
Postscheckkonto: Berlin 177 17
Zeit im Bild erscheint im Allgemeinen Deutschen Verlag, 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf: 42 093 305

Der Senior-chef

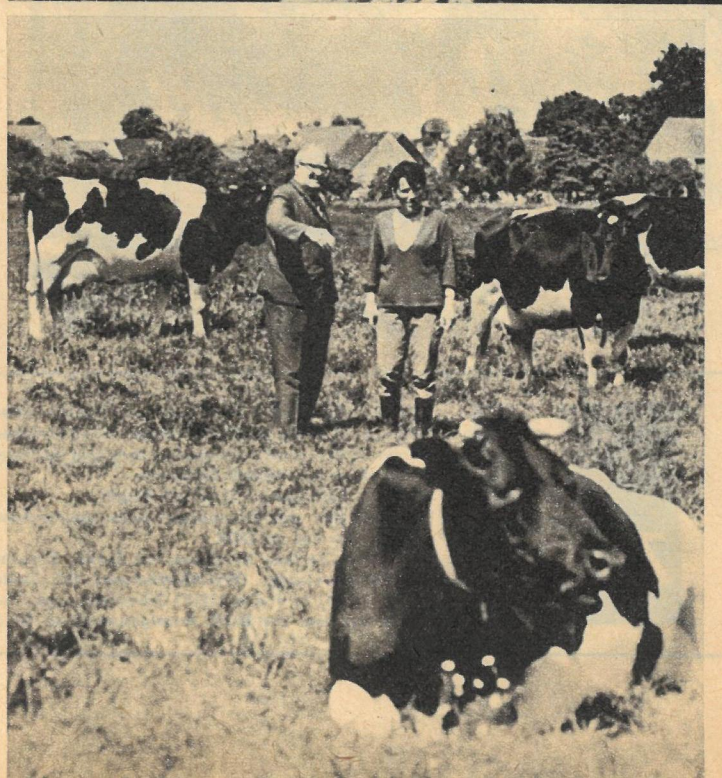




Selbst Kenner der Materie würden rätseln, fragte man sie nach dem dienstältesten Genossenschaftsvorsitzenden in unserer Landwirtschaft. Zuerst vielleicht ein Achselzucken, dann sicherlich Namen wie Bernhard Grünert aus Worin, Kreis Seelow; Frieda Sternberg aus Wurzen/Bennewitz; Ernst Wulf aus Semlow, Kreis Ribnitz-Damgarten.

Und ihr Diensalter?
Also: Im Sommer 52, um die II. Parteikonferenz der SED, entstanden die ersten landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften. Demzufolge zählt das Dienstalter jener Bauern, die seither den Vorsitz einer Genossenschaft führen, ganze siebzehn Jahre. Bei diesem rein inländischen Rechnen kommt zumindest ein Mann schlecht weg: Artur Kubetat. Er ist Vorsitzender der im Bezirk Potsdam allerorts bekannten LPG „1. Mai 1955" in Bötzow, Kreis Oranienburg. Sein Dienstalter: genau zwanzig Jahre!
So lange leitet er nämlich in dieser Funktion ein Kollektiv von genossenschaftlich wirtschaftenden Bauern: in zwei Kolchosen und in einer Genossenschaft.
Der jetzige Mittfünfziger verrät seine Herkunft, wenn er zu sprechen beginnt: Es klingt ostpreußisch. Seit 1934 in Litauen, erlebt der junge Kaufmann Kubetat große geschichtliche Ereignisse: Die Sowjetmacht wird errichtet, der Aufbau des Sozialismus begonnen. Da überfällt Hitlerdeutschland die Sowjetunion. Artur Kubetat meldet sich zur Roten Armee.
Kämpfend siegen und siegend kämpfen – das wird sein Leitwort. Auch nach dem Großen Vaterländischen Krieg. Das Leben gibt ihm dazu oft eine Chance.

Bitte weiter auf Seite 8



Artur Kubetat (oben links). Immer findet er Zeit für ein Fachgespräch.

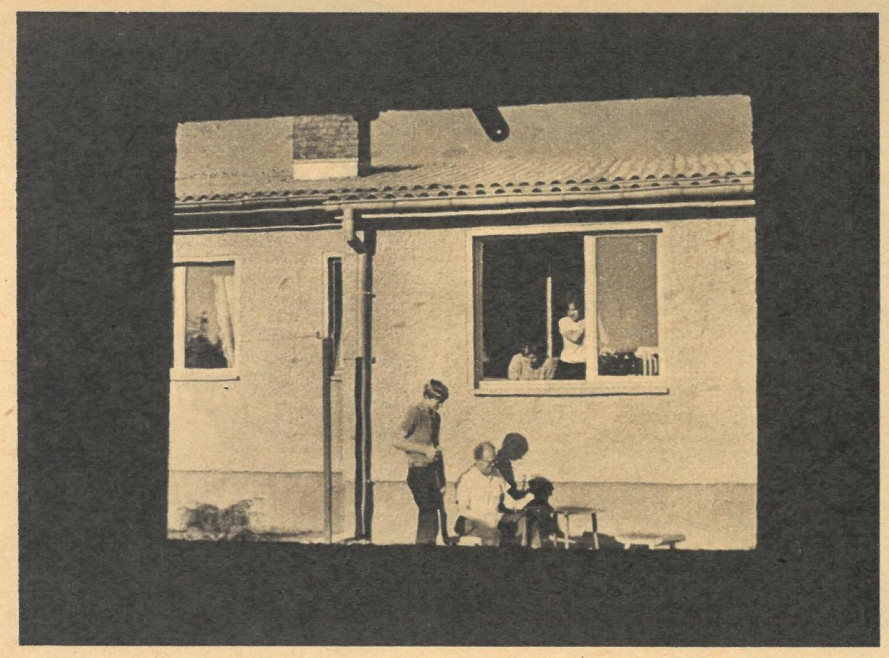
Neun Zehntel der Bötzower Produkte sind IA-Qualität.

„Genossenschaftspferde" bei der Arbeit.

Der Seniorchef

Fortsetzung von Seite 6

Als Mitarbeiter des Stadtsowjets von Klaipeda (bis 1946 Memel) findet Kubetat eine kleine Brücke zur Landwirtschaft. Zu seinem Bereich gehören auch Gärtnereien und Grünanlagen. So lernt er, aus kriegsverbrannter Erde Gärtnererde zu machen.
Der Kolchos „Rosa Luxemburg" wird zur ersten Station, Kubetat ihr Vorsitzender (12. Dezember 1948). Er kniet sich in seine neuen Aufgaben und korrigiert das alte Wort, wonach ein guter Landwirt zu einer Hälfte ein Bauer und zur anderen Hälfte ein Kaufmann sein müsse. Er will beides ganz.
Die Bauern wirtschaften sich unter seiner Regie nach oben. Bei Zwischenbilanzen zu Ehren des 35. Jahrestages des Roten Oktober belegt der Kolchos, der immerhin 1500 Hektar Land und 14 000 Hektar Wasserfläche bewirtschaftet, innerhalb der Sowjetunion einmal den zweiten Platz, in der Litauischen SSR bleibt es Platz eins.
Artur Kubetat, Mitglied der KPdSU, fühlt sich nicht nur für seinen Kolchos, der hochsteigt, verantwortlich. Der Kommunist sieht, daß andere Betriebe sich sozusagen geduckt in Reserve halten. Litauische Genossen wählen für ihn einen Kolchos dieser Garnitur aus. Kubetat „vertauscht" im Juli 1953 den ersten gegen den zweiten Kolchos, 2600 Hektar groß und wieder im Klaipedaer Gebiet gelegen.
Das Zufriedensein der Kubetats über sein Vorwärtskommen – Artur war dafür, ebenso wie im ersten Kolchos, mehrfach ausgezeichnet worden – war zweigeteilt. Die drei Kinder, besonders die älteste Tochter, die schon die 5. Klasse besuchte, bohrten immer häufiger mit einer Frage: „Was sind wir eigentlich – Litauer oder Deutsche?" Der Grund: Zu Hause wurde, wie auch oft im ersten Kolchos, deutsch gesprochen, in der Schule litauisch und russisch. Das war für die Kinder nicht gerade leicht.
Mitte Mai 1960 haben es die Kinder geschafft und auch Vater Kubetat, dem es beileibe nicht leichtfiel, den litauischen Genossen sein Anliegen verständlich zu machen.
Während der Flugreise Moskau–Berlin tauchen immer wieder Fragen auf. Wie sieht es in der DDR konkret aus? Wie werden wir aufgenommen? Wo Brot und Arbeit finden? Fragen auch zu der Antwort, die Mitarbeiter der Botschaft unserer Republik in Moskau Artur Kubetat gegeben hatten. Gehe in den Bezirk Neubrandenburg, war ihr Rat, dort werden gute Genossenschaftsvorsitzende gesucht.
Also, nach Mecklenburg? Vielleicht versuchen wir es zuerst in der Mark, dort werden sicher auch Leute gebraucht. In Oranienburg, wohin Kubetat vom Zentralflughafen Berlin-Schönefeld mit der S-Bahn auf gut Glück gefahren war, brauchte er nicht zweimal anzuklopfen. Die Antwort hatte schon eine Hausnummer: „Mensch, auf dich warten die Bauern in Bötzow!"



Familie Kubetat.

Ruhig Wort an Wort fügend, dazu die Gesten seiner Hände, die Wort für Wort ausbreiten wie ein Stoffmuster, sagte Kubetat: „So sehr ich mich freue – aber die Bötzower müssen noch eine Weile warten. Ich muß erst richtig 'reinriechen in eure Landwirtschaft, Struktur, Aufbau, Mentalität der Bauern. Kurz: Ich will in einer Genossenschaft erst als einfaches Mitglied arbeiten, nicht mehr und nicht weniger ..."
Runde drei Wochen nach dem Abschied in der Litauischen SSR hatte Kubetat wieder Ackerland unter den Füßen: in der LPG Teschendorf, Kreis Oranienburg. Dort sprach man gar bald von ihm als dem „feinen Pinkel". Was dort einigen Teschendorfern auffiel, war nicht die Tatsache, daß der Vielpfleger Kubetat dafür sorgte, daß die Schweine ordentlich gefüttert wurden, aufgefallen war ihnen auch nicht, daß er Rote Treffs organisierte und mit Bauern über die Notwendigkeit guter genossenschaftlicher Arbeit sprach – ein Thema, in Teschendorf auch heute noch aktuell. Aufgefallen war Kubetats Praxis, daß er – nachdem er aus (s)einem Stall einen Stall gemacht hatte – zur Arbeit immer in guter Kleidung ging oder kam. Das fiel auf. Damals.
Dreieinhalb Monate waren erst vergangen, da hielt ein LKW aus Bötzow in Teschendorf: „Meister Kubetat, steigen Sie ein!" Erst beim zweitenmal, sechs Wochen später, steigt er ein. Nicht zur Freude mancher Teschendorfer, aber anfänglich auch nicht zur Freude aller Bötzower.
Die LPG „1. Mai 1955" Bötzow, zu deren Vorsitzenden die Bauern ihn am 1. Dezember 1960 wählen, war damals alles andere als wetterfest. Charakteristisch dies: Die neuen Bauern, die acht Monate zuvor erst Genossenschaftsmitglied geworden waren, fühlten sich in ihrem „Verein" noch nicht seßhaft, von heimisch ganz zu schweigen. Sie saßen bei Zusammenkünften noch an ihren Tischen ganz unter sich, die einstigen Landarbeiter unter ihresgleichen. Ökonomisch sah es nicht viel besser aus: Zur Erntezeit im Herbst wurde gesucht, wo denn wohl im Frühjahr Kartoffeln gepflanzt worden sein könnten ...
Schritt und Schrittweite Kubetats werden auch hier bestimmt von Erkenntnissen, die er aus dem Leninschen Genossenschaftsplan gewann. Anderes Wissen schöpft er aus den oben links in seinem Schreibtisch liegenden sowjetischen Fachbüchern für Leiter.
Zu den vielen Dingen, die der Vorsitzende in die Wege leitet, gehören zwanglose Gespräche mit jeweils sechs, acht Frauen und Männern. Bei einer Tasse Kaffee läßt es sich besser unterhalten über die sozialistische Landwirtschaft, über Bötzower Probleme und Sorgen. So lernt Artur Kubetat die Mitglieder kennen. Langsam sammelt und festigt sich das Kollektiv.
Mit dem Einzug von Ordnung vollzieht sich im Bötzower Genossenschaftshaus ein großer Aufbruch. Kubetat qualifiziert sich extern zum staatlich geprüften Landwirt; viele Mitglieder folgen seinem Beispiel. Sieben von jeweils zehn Mitgliedern besitzen nunmehr einen Fachschulabschluß.
Wissenschaft und Technik wandeln das Leben wie die Produktion in der 870-Hektar-Genossenschaft. Bei den Hauptprodukten – Speisekartoffeln, Getreide und Milch – werden alle wesentlichen Arbeiten maschinell erledigt. Ein Ergebnis auch der freiwilligen Kooperation mit vier anderen Genossenschaften. Die gute Arbeit widerspiegelt sich vor allem darin, daß Bötzow von einem Hektar Kartoffeln mehr erntet als vor fünf Jahren von zwei – eine Tatsache, die besonders den Arbeitern in Hennigsdorf und Velten zugute kommt. Oder darin: Zwei Kühe geben heute mehr Milch als vor gleicher Frist drei ...
Am Aufstieg unserer Landwirtschaft, in der sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten mehr geändert hat als in Jahrhunderten zuvor, haben die Bötzower Bauern seit Jahren einen guten Anteil – insbesondere seit jener Zeit, da Artur Kubetat die Geschicke ihrer Genossenschaft geschickt leitet. Er weiß um die Kraft des Kollektivs, um das Glück der Gemeinschaft, die er zu unser aller Wohl mitgestaltet. Artur Kubetat, Mitglied des Rates für landwirtschaftliche Produktion und Nahrungsgüterwirtschaft in Oranienburg, freut sich riesig über jeden Schritt nach vorn. Ebenso ärgert er sich über jedes Schlagloch auf unserem Weg.
Auch in einer solchen Lage hat ihn niemand bisher auf die sprichwörtlich bekannte Palme klettern sehen. Die Bötzower wissen, wie der „Alte" normalerweise dann zu reagieren pflegt: Er geht aus dem Verhandlungszimmer, er geht nach draußen und kommt von hinten wieder ins Haus. Beruhigt. Artur Kubetat benutzt nur dann eine Hintertür.

Reportage: Bert Krochau (Text)
H. Raddatz (Fotos)

Sport in der Genossenschaft.

Freiheitsstrafe

Im dritten Maiheft von „Zeit im Bild" berichtete Gerichtsreporter Udo Krause unter dieser Überschrift über einen Strafprozeß, in dem sich eine 29jährige Frau und ihr 19jähriger Freund wegen asozialen Verhaltens und mehrfacher Diebstähle von persönlichem Eigentum zu verantworten hatten. Wir veröffentlichen heute Ausschnitte aus einigen Leserbriefen, die uns dazu erreichten, sowie die abschließende Stellungnahme eines sachkundigen Juristen.

Dem Angeklagten M. sollte das Gericht seine Bitte erfüllen, es noch einmal mit ihm zu versuchen. Ich bin für eine Verurteilung auf Bewährung, verbunden mit einer Bindung an den Arbeitsplatz. Dort muß ihm das Kollektiv helfen, damit seine guten Vorsätze real werden.

E. Herrmann, Görlitz

M. hat schon einmal gegen das Gesetz verstoßen. Die ihm durch Strafverkürzung zugebilligte Bewährung hat er nicht zu würdigen gewußt. Ob er durch eigene Charakterschwäche oder durch den schlechten Einfluß der Angeklagten H. rückfällig geworden ist, dürfte nicht von Bedeutung sein. Der Angeklagte ist auf alle Fälle ohne Bewährung zum Freiheitsentzug zu verurteilen und zur Erstattung der gestohlenen Beträge heranzuziehen.

W. Springer, Leipzig

Prinzipiell vertrete ich die Meinung, daß niemand die Gesetze des menschlichen Zusammenlebens ungestraft verletzen darf. Ich bin jedoch auch dafür, daß die Art der Strafe sowie das Strafmaß entsprechend den Besonderheiten des jeweiligen Falles differenziert werden. M. ist zweimal durch den schlechten Einfluß anderer straffällig geworden. Dem verderblichen Einfluß der weiblichen Angeklagten schreibe ich die größte Schuld für sein Abgleiten zu. Unter Berücksichtigung dessen sowie des Umstandes, daß M. erst 19 Jahre alt ist, bin ich der Ansicht, daß das Gericht ihm die erbetene Chance geben sollte.

L. Liebmann, Berlin

Nach Lage der Dinge ist die Bindung an einen Arbeitsplatz das Gegebene. Von der Frau, die einen so schlechten Einfluß hatte, wird er ohnehin getrennt. Vielleicht ist es sogar möglich, ihn wieder in seinem alten Betrieb unterzubringen, trotz oder gerade wegen des Vertrauensbruches, den er begangen hat. Auch der Betrieb hat ja gewisse Versäumnisse zu korrigieren!

G. Striegler, Berlin

Nicht die Summe von 500 Mark ist entscheidend, sondern die Verwerflichkeit seines Tuns. Wer seine ehemaligen Arbeitskollegen bestiehlt, der hat keine Milde mehr zu erwarten.

R. Witzig, Pretzsch

Die Beiträge „Nicht nur eine Akte" sind für mich als Vorsitzenden einer Konfliktkommission sehr lehrreich. Die Ursache, daß M. auf die schiefe Bahn geriet, liegt doch darin, daß er als leicht beeinflußbarer junger Mensch mit seiner Arbeit unzufrieden war. Bringt man ihn in eine positive Umgebung, so wird er im Kollektiv seiner Arbeitsstelle auch sein Selbstvertrauen wiedererlangen und ein für die sozialistische Gesellschaft brauchbarer Mensch werden.

K. Handke, Naundorf

Die Summe geht zwar nicht in die Tausende, das Schlimmste aber ist der Kameradendiebstahl. Ich bin für Gefängnis.

F. Boddin, Falkensee

Man erkennt bei Udo Krause die Hintergründe der Straftaten, was ja für das Urteil sehr wichtig ist. Zu „Freiheitsstrafe" meine ich: M. hatte die Möglichkeit, sich ein erfolgreiches Leben aufzubauen. Er ist alt genug, um allein zu wissen, was man darf und was nicht. Auf keinen Fall nochmal eine Bewährungszeit! M. nimmt das Leben nicht ernst, das muß er lernen.

E. Franz, Berlin

Von Beruf Fürsorger, jetzt Rentner, habe ich Ihren Bericht mit großem Interesse gelesen. In dem geschilderten Fall würde ich empfehlen, von einer Freiheitsstrafe abzusehen, aber eine längere Bewährungszeit befürworten, mit einer Bindung an den Arbeitsplatz, guter Freizeitgestaltung und einem starken Helfer im Kollektiv. Der Sinn unserer Justiz ist es doch, daß wir nie die Hoffnung aufgeben, den Menschen zu einem sinnvollen Lebensweg erziehen zu können; allerdings können wir ihm dabei nicht alle Unannehmlichkeiten aus dem Wege räumen.

W. Halberstadt, Leipzig

Der Artikel hat unser besonderes Interesse gefunden, da er sich mit unserem ehemaligen Kollegen Klaus M. beschäftigt. Klaus bedurfte seit Anbeginn der Lehre ständiger Hilfe und Unterstützung, da es immer wieder zu Komplikationen kam, die ihre Ursache in seinem labilen Charakter hatten. So mußten wir z. B. kurze Zeit nach Beginn der Lehre erste kleinere Diebstähle durch ihn feststellen. Nach seiner ersten Inhaftierung, die auf Antrag des Betriebes vorzeitig beendet wurde, versuchten wir ihm im Kollektiv alle Möglichkeiten der Weiterentwicklung zu geben. Durch die gemeinsamen Bemühungen von Betrieb, Elternhaus und Klaus selbst konnte er dann seine Lehre mit gutem Erfolg abschließen. Später kam es wieder zu Disziplinschwierigkeiten, ausgelöst durch die Verbindung zu einer aus dem Jugendwerkhof entlassenen Kollegin, die einen äußerst negativen Einfluß auf Klaus ausübte. Er entzog sich der Hilfe seiner Kollegen, die ihm immer wieder angeboten wurde.

Nachdem die polizeilichen Ermittlungen zur Aufklärung der Diebstähle in unserem Betrieb geführt hatten, wurde die Angelegenheit selbstverständlich viel diskutiert. Von einem größeren Kreis der Kollegen wurde die Meinung vertreten, daß Kollege M. wieder in sein ehemaliges Arbeitskollektiv aufgenommen werden könnte. Obwohl die Namen der Kollektivvertreter, die diesen Standpunkt dem Gericht vortragen sollten, von seiten der Ermittlungsorgane bereits festgehalten worden waren, wurde die Verhandlung beim Kreisgericht o h n e einen Vertreter seines ersten und zugleich einzigen Betriebes durchgeführt. Wir müssen besonders als Schöffen eine derartige Arbeitsweise kritisieren, da wir durch die sonst enge und gute Verbindung zu unserem Kreisgericht den Vorteil einer Einbeziehung der Werktätigen in die Urteilsfindung schätzen gelernt haben.

Für das Kollektiv
Z., Kaderleiter,
P., Vorsitzender des Schöffenkollektivs

Wenn Klaus Lust hat, in sein Kollektiv zurückzukommen, wir nehmen ihn auf. Wenn er sieht, daß trotzdem noch einige etwas von ihm halten, vielleicht ändert er sich dann zum Guten.

Heinz R., Schichtmeister und Brigadier

Reife und Verantwortungsbewußtsein

Für einen Juristen, der lange Zeit als Strafrichter tätig war und dessen Arbeitsgebiet nun seit Jahren die publizistische Rechtspropaganda einschließt, ist die Lektüre der Leserzuschriften auf Udo Krauses Bericht eine große Genugtuung. Weitaus die meisten zeigen, welch einen Wandel das Rechtsbewußtsein der sozialistischen Öffentlichkeit in der DDR erfahren hat. Atavistische Rache- und „Sühne"-Vorstellungen sind überwunden. Die Leser lassen sich bei ihren Stellungnahmen nicht einseitig von Gefühlen leiten – etwa von der an sich berechtigten Empörung über die Skrupellosigkeit, mit der M. zwei alte Frauen um ihr Eigentum gebracht hat –, sondern erwägen gewissenhaft alle Umstände der Tat und der Täterpersönlichkeit, so, wie das sozialistische Strafgesetzbuch es auch dem Richter zur Pflicht macht. Dabei haben sie nicht nur die Vergangenheit im Auge, sondern auch die Zukunft, vor allem die Zukunft des Angeklagten, den zu erziehen, zu resozialisieren, die Pflicht der Gesellschaft und damit auch der Justiz ist.

Erzogen wird aber nicht durch philantropische „Milde", die sich dann, wenn sie nicht angebracht ist, später als unverantwortliche Härte erweisen kann, wenn sie nämlich einen Rückfall und unter Umständen sogar die hartnäckige Verfestigung dissozialer Gewohnheiten und Haltungen begünstigt hat. Erzogen wird durch Gerechtigkeit, die – wenn nötig – die Strenge einschließt.

Die meisten „zb"-Leser, die auf den Prozeßbericht „Freiheitsstrafe" geschrieben haben, sprechen sich für eine Strafe ohne Freiheitsentzug aus. Beim Lesen des Artikels bin auch ich zu dem Eindruck gelangt, daß eine solche Entscheidung der Schwere der Tat und der Schuld des Täters entsprechen würde. Das Urteil des Kreisgerichts, das die Strafsache H. und M. verhandelt hat, lautet jedoch anders. Der Angeklagte M. wurde zu einer Freiheitsstrafe verurteilt. Warum?

In Udo Krauses Bericht wurde mitgeteilt, daß M. vorbestraft ist und zur Zeit der neuen Straftaten noch in Bewährung stand. Was nicht erwähnt wurde, ist der Umstand, daß die Vorstrafe teilweise wegen ähnlicher Delikte verhängt werden mußte, wie sie jetzt zur Anklage standen. M. hatte schon früher unter anderem in der Garderobe seines Betriebes Geldbeträge gestohlen, die Arbeitskolleginnen gehörten. Damit nicht genug – mit ebensolchen strafbaren Handlungen hatte sich davor schon einmal die Konfliktkommission seines Betriebes befassen müssen.

Diese bedenkliche Rückfallneigung schloß eine Verurteilung auf Bewährung, wie sie von der Mehrheit der Leser vorgeschlagen wird, aus. Sie weckt erhebliche Zweifel an der Fähigkeit und Bereitschaft des Täters, ohne energische Einwirkung mittels staatlichen Zwanges künftig seiner Verantwotung gegenüber der sozialistischen Gesellschaft nachzukommen. Das aber ist ein wichtiges Kriterium für die Strafzumessung, gesetzlich geregelt im Paragraphen 61 StGB. Das 22. Plenum des Obersten Gerichts, das sich im März mit Problemen der Strafzumessung befaßt hat, unterstreicht noch einmal ausdrücklich die Bedeutung dieser Faktoren bei der Beurteilung der Täterpersönlichkeit. Daß M. in der Hauptverhandlung vernünftig und einsichtig war, konnte demgegenüber nicht den Ausschlag geben – im Vorprozeß und auch vor der Konfliktkommission hatte er sich nicht weniger einsichtig gezeigt.

Allerdings scheint mir, daß diese Tatsachen aus dem Vorleben des Angeklagten in der Hauptverhandlung nur sehr summarisch bzw. – was die von der Konfliktkommission abschließend behandelte Straftat angeht – überhaupt nicht erörtert worden sind. Das Protokoll der Hauptverhandlung ergibt jedenfalls, wir mir bekannt wurde, nichts anderes. Das Gericht hat es offensichtlich nicht verstanden, den Zusammenhang zwischen den Vortaten und den jetzt zur Rede stehenden strafbaren Handlungen hinreichend sichtbar zu machen. Darunter mußte die Überzeugungskraft seiner Entscheidung natürlich leiden. Offenbar ist das auch die Ursache dafür, daß dem Berichterstatter von „zb" wesentliche Fakten unbekannt blieben.

Zuzustimmen ist meines Erachtens auch der Kritik, die in der Zuschrift aus dem Betrieb des Angeklagten M. am Gericht geübt wird. Die Nichtanwendung des Paragraphen 53 der Strafprozeßordnung, der die Mitwirkung von Vertretern der Kollektive am Strafverfahren regelt, war im vorliegenden Fall um so unverständlicher, als die Fehlhaltung des Angeklagten bereits im Betrieb begann und unter Umständen durch betriebliche Bedingungen begünstigt beziehungsweise ausgelöst worden ist. Wer sollte darüber Aufschluß geben können, mit wem sollte schließlich auch die spätere Perspektive des Angeklagten besprochen werden, wenn nicht mit einem beauftragten Vertreter seines Arbeitskollektivs?

Diese Mängel, aus denen man an dem Kreisgericht sicherlich Lehren ziehen wird, ändern jedoch nichts an der Richtigkeit der Entscheidung, eine Freiheitsstrafe zu verhängen. Die Nichtübereinstimmung des Urteils mit dem „Strafantrag" der Leser vermag ebensowenig das ermutigende Resultat der Leserdiskussion von „zb" zu entwerten. Es bleibt zu wünschen, daß die Serie „Nicht nur eine Akte" – gesprochen wie gedruckt – auch künftig dazu beiträgt, durch die Konfrontation mit Schicksalen und Problemen das sozialistische Rechtsbewußtsein zu entwickeln.

Dr. jur. Günter Ullmann,
Leiter der Pressestelle
im Ministerium der Justiz

DER 20 JÄHRIGE KRIEG

Dieser Krieg war nie offen erklärt worden – geführt aber von vielen Divisionen, die mordeten, spionierten, Tunnel gruben, Brücken sprengten, erpreßten und die internationalen Beziehungen der DDR sabotieren sollten! ■ Mitten im Frieden! ■ Mörder, Spione, Erpresser, Saboteure standen unter einem Kommando und operierten nach einem Plan. ■ Sitz des Kommandos: Bonn. ■ Ziel aller Operationen: Den Sozialismus auf deutschem Boden zurückzudrängen! ■ Aber: Der sozialistische Friedensstaat deutscher Nation war weder durch Tunnel noch sonst auszuhöhlen. Dicht zusammengeschart, eng im Bündnis mit verläßlichen Freunden der sozialistischen Staatengemeinschaft, mit der UdSSR an der Spitze, ließ das Volk der DDR den Feinden keine Lücke, bewahrte die Heimat und den Frieden und zeigte Bonn die Grenzen seiner Macht: Der Sozialismus auf deutschem Boden ist unwiderruflich!

TATSACHENBERICHT VON FRANK CRONAU 7

Hoffmans Prophezeiung

Plötzlich wurden zusätzliche Renten gezahlt. Das sprach sich herum. Dann erschienen Handwerker in den Werkswohnungen, stellten ihre Leitern auf und begannen zu renovieren. Das erregte Aufsehen. Kinder wurden verschickt, in den Westen. Schließlich verteilte man auch noch Pakete. Kaum zu glauben, raunte man in Bernburg. Aber die die Pakete bekommen hatten, konnten das Packpapier vorweisen oder auch noch die leeren Büchsen.

Und das in den Jahren, da man sich um zehn Pfund Kartoffeln prügelte, wie sich die Goldgräber der Jahrhundertwende um fette Claims geschlagen hatten. Und die Alten, die ihre liebe Not hatten, mit den mageren Sozialrenten die harte Zeit zu überstehen, wurden als erste unruhig: Solvay zahlt zusätzlich Renten? Wieso? Warum zahlt der Staat nicht auch? Vielerorts tropfte der Regen von der Decke, man ging mit Schirmen zu Bett. Solvay läßt die Wohnungen renovieren? So fragten jene, die nicht bei Solvay arbeiten, empört. Kinder rühmten sich der Schokolade, die sie aus den Paketen bekommen hatten. „Schweizer Vollmilch". Wieso verteilte Solvay Pakete und nach welchem System?

Mit einem Wort: Es gab viel Ärger, Unruhe und Aufsehen in Bernburg. Doch die Männer des Solvay-Werkes störte das nicht. Sie beriefen sich auf „ausländisches Eigentum" und gaben so deutlich genug zu verstehen, daß ausländisches Kapital vermutlich besser sei, als inländisches. Und inländisches war volkseigenes...

So ist das eben! Und dazu ahnungsloses Schulterzucken. Doch kam logischerweise bald Unordnung in die Solvay-Bilanzen. Die Ausgaben stiegen, die Einnahmen kaum. Obendrein stellte man immer mehr Arbeitskräfte ein, obwohl die Produktion nicht stieg. Folglich mußte das Produkt immer unrentabler werden; der einzige Ausweg waren Kredite. Und für die Kredite hatte natürlich die Wirtschaftsverwaltung in Ostdeutschland zu sorgen. Sie brauchte nämlich dringend das Bernburger Solvay-Produkt: Soda. Sie brauchte es am dringendsten für die Herstellung von Glas. Denn noch waren Tausende von Fensterscheiben zugepappt und Schaufensterscheiben von normalen Größen hatte man noch gar nicht wieder in Angriff genommen.

Viele spürten, daß hier einiges nicht in Ordnung war, aber die Bernburger Oberen stützten sich auf die 99,3 Prozent ausländischen Kapitals wie eine marmorne Säule. „Wer weiß wie noch alles kommt", war damals schließlich eine stehende Redensart. Und wer wollte sich mit Riesenkonzernen anlegen. 99,3 Prozent...

So konnten die Solvays noch anderes aushecken.

Zum Beispiel: In Westberlin gründeten sie eine „Ostdeutsche Industrieprodukte- und Chemikalien-GmbH". Dieser Firma übertrugen sie den Monopolvertrieb einer Reihe von Erzeugnissen. Folglich mußte unsere Wirtschaft einige Bernburger Erzeugnisse künftig in Westberlin kaufen, weil diese Firma den „Alleinvertrieb" übernommen hatte.

Oder: Eine der Spezialitäten des Solvay-Werkes in Westeregeln war die Produktion des weltbekannten Holzschutzmittels Xylamon. Ein „Treuhänder" stellte kurzerhand die Produktion ein, schloß die Laboratorien und verlagerte Produktion und Forschung nach dem Westen.

Oder: Am 28. April 1947 erhielt einer der Konzernagenten im Werk folgende Mitteilung: „Der Dombasler (dort befand sich ein anderes großes Solvay-Werk) Chemiker hat kein Uranium-Zink-azetat mehr zur Verfügung, um seine üblichen Natriumanalysen durchzuführen. Er braucht 200 Gramm ungefähr, die immer wieder verwendet werden können und heutzutage in Frankreich gar nicht zu finden sind."

Zur Erfüllung solcher „Aufträge" war die „Ostzone" gut genug.

Nur: Als die Kontrollorgane der DDR den Spuren gründlich nachgehend die Solvay-Bande in Bernburg auffliegen ließen, schrieb der Justitiar des Solvay-Konzerns – Sitz in Brüssel – an den Generalstaatsanwalt der DDR: „Zu den Einzelheiten der Vorwürfe, die den Direktoren und Treuhändern hinsichtlich ihrer Geschäftsführung gemacht werden, müssen diese selbst Stellung nehmen. Von Solvay & Cie, Brüssel, kann hierzu nichts gesagt werden!"

Nicht nur Solvay & Cie, sondern zahllose Konzerne in Westdeutschland und Westeuropa versuchten in den ersten schweren Jahren der DDR ihre Bilanzen auf Kosten der Werktätigen der DDR aufzubessern, Werte zu stehlen, Fachleute abzuwerben.

Walter Ulbricht hatte zum Thema Wachsamkeit schon eindringlich auf dem

Auch gefälschte Ausweise – oft sogar zwei bis drei Stück pro Agent – halfen nichts. Die Verbrecher erhielten ihre gerechte Strafe.

3. FDGB-Kongreß Anfang September 1950 gesprochen: „Ich lenke die Aufmerksamkeit der Gewerkschaftskollegen auf die planmäßige Tätigkeit ausländischer Agenten in den Großbetrieben der Deutschen Demokratischen Republik. Agenten des Philipskonzerns bereisten zum Beispiel das Gebiet von Weißwasser, um hochqualifizierte Glasarbeiter nach Westdeutschland zu verschleppen. Einige fielen auf dieses trügerische Angebot herein und mußten dann in Westdeutschland erleben, daß die schriftlichen Zusagen nicht eingehalten wurden. Ein Teil dieser Fachleute zog es vor, zurückzukehren.

Die Hauptmethode dieser Agenten besteht darin, durch anonyme Anrufe Angehörigen der technischen Intelligenz Angst einzujagen durch die Behauptung, es sei bekannt, daß der Betreffende bald verhaftet werde. Der Hauptdirektor einer Vereinigung Volkseigener Betriebe erhielt einen solchen telefonischen Anruf mit der Empfehlung, sich bei einer bestimmten Adresse in Westberlin zu melden. Andere Ingenieure und Techniker erhielten Briefe mit der Ankündigung bevorstehender Verhaftung.

Ich denke, es ist höchste Zeit, daß diese Fragen offen in den Gewerkschaftsversammlungen in den Betrieben behandelt und alle Belegschaften zur größten Wachsamkeit erzogen werden."

In dem Maße, wie die junge DDR ihre Wachsamkeit erhöhte, wurden jedoch auch Erpressung und Menschenhandel von den Agentenorganisationen perfektioniert.

So erhielt der Verdiente Erfinder Otto Vogler im Walzwerk Hettstedt Ende Oktober 1955 einen Brief, in dem es hieß: „Sehr geehrter Herr Vogler! Das Sowjetzonen-SED-Regime hat Ihnen kürzlich den Titel und Orden eines Verdienten Erfinders verliehen und Ihnen eine hohe Geldprämie mit steuerlichen Vorzügen usw. zugesprochen." Otto Vogler wird dann aufgefordert, die „Geldsumme zur Unterstützung derjenigen zu verwenden, die durch das Regime der SED wegen ihrer politischen Haltung in Mitleidenschaft gezogen wurden." Man empfiehlt Vogler einige Adressen und Kontonummern und schließt: „Es empfiehlt sich, lediglich Beweismittel zu haben, die Ihre wirkliche Einstellung dokumentieren."

Gleichlautende Briefe erhielten weltberühmte Wissenschaftler der DDR nach ihrer Auszeichnung mit den Nationalpreis.

Es sei auch hier erwähnt, daß die Agentenorganisationen sich schon bald nicht mehr nur auf Wissenschaftler beschränkten, sondern die ersten LPG-Vorsitzenden mit ähnlichen Methoden unter Druck zu setzen versuchten.

Brief an einen LPG-Vorsitzenden im Kreis Zerbst vom 9. Dezember 1953: „Von unseren Mitarbeitern werden wir übereinstimmend davon unterrichtet, daß Sie als Besitzer eines Betriebes von über 20 ha aus egoistischen Gründen in der dortigen Gemeinde die Produktionsgenossenschaft gegründet haben ... Bereits heute machen wir Sie auf die Unmöglichkeit Ihrer Handlungen aufmerksam und verhehlen dabei nicht, daß wir Sie in unsere Belastetenkartei aufgenommen haben. Unsere Mitarbeiter haben weiterhin Anweisung erhalten, Ihr Tun und Treiben zu beobachten und Meldung zu erstatten.

Wir weisen Sie hiermit letztmalig darauf hin, daß Sie sich durch Ihre Maßnahme aus dem Kreis der wahren freien deutschen Bauern stellen. Wir warnen Sie davor, weitere Unrechtshandlungen zu begehen, die Sie in naher Zukunft bei der Wiedervereinigung Deutschlands vor einem ordentlichen Gericht verantworten müssen."

Aus einem Brief – datiert vom 15. Dezember 1952 – gerichtet an einen Bauern im Saalkreis: „Wir raten Ihnen deshalb, Ihr Amt niederzulegen und Ihre weitere Mitarbeit in der Produktionsgenossenschaft zu verweigern!"

Man mag das heute mit Kopfschütteln lesen und – angesichts der Entwicklung – sogar ein wenig amüsiert. Nur: In den Tagen, da diese Briefe geschrieben wurden, spielten sie eine Rolle. Ein Bauer, der eine LPG gegründet hat und plötzlich erfährt, daß „Mitarbeiter des Untersuchungsausschusses freiheitlicher Juristen" ihn beobachten, kann schon unsicher werden. Schließlich ist er ein Bauer und Juristen sind für ihn studierte Leute. Die Drohung mit der Wiedervereinigung allerdings bestätigt nur, was die meisten Bürger der DDR vom ersten Tag an wußten: Wiedervereinigung ist aus Bonner Sicht Rückeroberung!

Und daran änderte sich ebensowenig wie an den verzweifelten Bemühungen, die Wirtschaft der DDR zu schwächen und Fachleute zum Verrat zu bewegen.

Der sozialistische Frühling des Jahres 1960 auf dem Lande rief auch den Klassenfeind auf den Plan. Kein Mittel war niederträchtig und gemein genug, um die fortschrittlichen Kräfte in unserer Landwirtschaft zu diffamieren und unter Druck zu setzen. Doch die Entwicklung, die unter unseren sozialistischen Verhältnissen nun auf dem Lande zur genossenschaftlichen Arbeit drängte, war damit nicht aufzuhalten. Es brauchte nur wenige Jahre, um auch die größten Skeptiker von der Richtigkeit des von der Partei gewiesenen Weges zu überzeugen. Unsere Fotos stammen aus den Jahren 1958 und 1960.

Hier ein Auszug aus dem Vernehmungsprotokoll des Angeklagten Hans Adamo, der sich am 29. Juli 1961 vor dem Obersten Gericht wegen Menschenhandels zu verantworten hatte.

Angeklagter: Ich erhielt wiederholt Aufträge, die besagten, daß ich Charakteristiken über Wissenschaftler, Spezialisten, Ingenieure, Ärzte, Chemiker und andere Fachkräfte abgeben sollte. Diese Charakteristiken sollten zur Abwerbung weiterverwendet werden. Den ersten Auftrag dazu erhielt ich 1954. Hoffmann sagte mir, wenn es auf Grund meiner Mitteilungen gelänge, Personen dieses Kreises aus der DDR abzuziehen, gäbe es eine entsprechende Prämie.

Vorsitzender: Kopfgeld also, je abgeworbener Person?

Angeklagter: Ja.

Vorsitzender: Und warum sollten Sie derartige Aufträge durchführen?

Angeklagter: Der Sinn und Zweck wurde mir so erläutert, daß durch die zielbewußte Abwerbung von Fachkräften die Wirtschaft der DDR ausgehöhlt werde und es früher oder später zu einem wirtschaftlichen Chaos in der DDR kommen sollte, was zur Liquidierung des politischen Regimes in der DDR führen würde und damit eine Angliederung der DDR an Westdeutschland möglich mache.

Vorsitzender: Also zielbewußt die DDR schädigen, aushöhlen, zum Zwecke der Einverleibung in die NATO.

Angeklagter: So ist es mir erklärt worden. Das Interesse an diesem organisierten Menschenhandel stand nach den Darlegungen des Hoffmann auf seiten der gesamten freien Welt.

Vorsitzender: Und welche Rolle spielt dabei Westberlin?

Angeklagter: Westberlin sei der Ort, wo die Menschen aufgefangen und durch dieses Tor der freien Welt nach dem Westen geschleust werden. Westberlin war die Rolle einer Menschenschleuse zugedacht.

Vorsitzender: Das hat Hoffmann Ihnen wörtlich erklärt?

Angeklagter: Das Wort Menschenschleuse ist gefallen.

Vorsitzender: Welche Instruktionen gab man Ihnen zum Inhalt der Charakteristiken?

Angeklagter: Man wollte praktisch alles wissen.

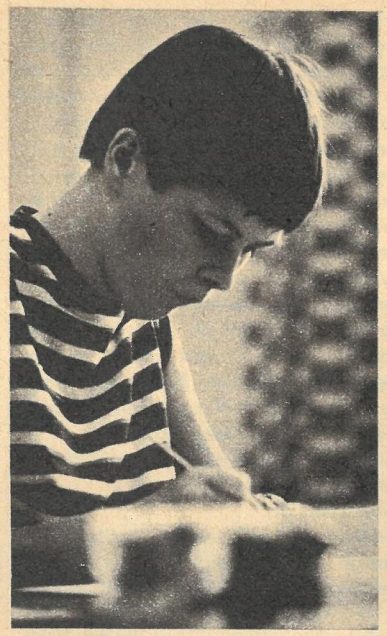
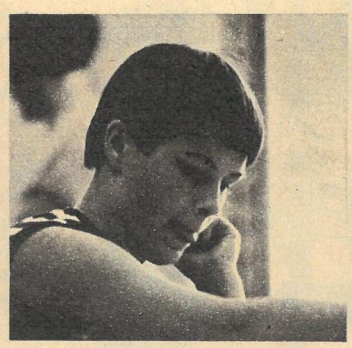
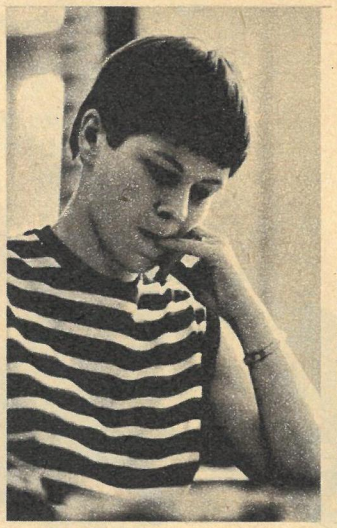
Vorsitzender: Haben Sie diese Aufträge durchgeführt?

Angeklagter: Ja, ich habe aus dem Kreis dieser Personen reichlich hundert Menschen charakterisiert, wobei etwa 40 konkrete Charakteristiken sind. Hoffmann sagte mir, daß es keine Wirtschaft auf die Dauer aushielte, wenn ihr laufend und systematisch Fachkräfte abgezogen würden. Es sollte ein Unsicherheitsfaktor in die Reihen der Intelligenz getragen werden. Es sollte dadurch auch ein Einfluß auf die Werktätigen genommen werden, die ja zu diesen Spezialisten Vertrauen haben. Wenn sie plötzlich abgezogen werden, erschüttert das das Vertrauen der Menschen zum Staat schlechthin.

Im nächsten Heft:
Erst Kabel – dann Mörder

Fotos: Zentralbild (3), Archiv

Da ein Teil jener Bürger, der vor Jahren von Agentenorganisationen verleitet oder erpreßt worden war, heute tatkräftig und bewußt an der Stärkung der DDR mitwirkt, haben wir in einigen Fällen die Namen der Betreffenden und auch einige Ortsnamen durch andere ersetzt.

Spaß an der Welt

An diesem Nachmittag stiegen die Zirkelmitglieder wieder einmal dem Hochhaus der Pädagogischen Hochschule aufs Dach: Für ihr Skizzenbuch präsentierte sich unten die Elbe mit den Gerüsten der neuen Brücke und dahinter die berühmte alte Stadt mit den vielen hellen Dominanten. Anschließend saßen die Fünfzehn- bis Siebzehnjährigen in ihrem Zirkelraum und arbeiteten mit sichtbarer Intensität an ihren Grafiken und farbigen Studien zum Thema „Baustelle der neuen Elbbrücke". Die Elbbrücke ist übrigens nur eines der Themen, die sich die Mädchen und Jungen im 20. Jahr der Republik vorgenommen haben. Zirkelleiterin Frau Professor Dr. habil. Schmidt-Walter, hauptberuflich Leiter des Instituts für Kunsterziehung an der Dresdener Pädagogischen Hochschule, nannte einen ganzen Katalog davon: Studien „Auf der Brühlschen Terrasse", „Aufbau der Prager Straße", „Kaufhof Webergasse", dann der Entwurf eines thematisch vielseitigen Souvenirbuches über Dresden und dazu ein Zyklus farbiger Bilder mit dem schöpferische Phantasie erfordernden Thema „Volksfest zum 20. Jahrestag der Republik". „Diese letzte Aufgabe", sagte Annemarie Schmidt-Walter, „macht vor allem deutlich, wie im Zirkel nicht nur spezifische bildkünstlerische Fähigkeiten entwickelt, sondern zugleich auch positive Haltungen zu unserem sozialistischen Leben mitgeformt werden. Ein besonderes Anliegen unserer Arbeit ist es, die jungen Menschen zu einem schöpferischen Verhalten zu führen, das auf ihre gesamte Lebenshaltung ausstrahlt. Beispielsweise wird großer Wert darauf gelegt, daß jeder Zirkelteilnehmer seine persönliche Aussage leistet und die ihm eigene künstlerische Handschrift findet. Zu diesem Zwecke werden etwa Werke der Gegenwartskunst betrachtet, aber sie werden in keinem Detail übernommen oder nachgeahmt. Dazu werden auch bildnerische, literarische und musikalische Mittel zusammengeführt. Kleine Ideenskizzen und das langsame selbständige Herantasten an eine Lösung spielen eine große Rolle. Wichtig ist besonders für Jugendliche in diesem Zusammenhang auch die echte Befriedigung ihres gesteigerten Ausdrucksverlangens. Die zuletzt genannten Probleme sind Forschungsgegenstand. Denn der künstlerische Zirkel stellt zugleich einen Tiefenversuch im Rahmen der Forschungsgemeinschaft Kunsterziehung an der Pädagogen Hochschule Dresden dar."

Als redaktionelles PS dazu: Wir hatten viel Mühe, aus den vorliegenden phantasievollen Bildern zum Thema „Volksfest" das beste auszuwählen. Und wir sind uns auch jetzt nicht absolut sicher, ob unsere Wahl das wirklich schönste Bild getroffen hat. Die Leistungsfähigkeit dieses Zirkels, der in allen Bildern sichtbare Spaß an unserer Welt, oft künstlerisch gültig ausgedrückt, hat eine unübersehbare Ursache: Fast alle Zirkelmitglieder, heute 15 bis 17 Jahre alt, arbeiten mit ihrer Leiterin schon seit den ersten Schuljahren zusammen. Talent und die Kontinuität der sorgfältigen Betreuung durch Frau Professor Schmidt-Walter führten zu der heutigen Leistungshöhe.

Fotos: Buschmann

Im Entwurf des 1920 auf Vorschlag Lenins ausgearbeiteten GOELRO-Planes für die Elektrifizierung Rußlands hieß es unter anderem:

„... In Sibirien wird nur dessen westlicher Teil in Betracht gezogen: die an den Ural anstoßenden Gouvernements und Gebiete ..."

Lenin, der an die Erschließung und Elektrifizierung ganz Sibiriens dachte, setzte vor das absolute „nur" handschriftlich „vorerst". Eine Prognose. Was ist aus ihr geworden?

Der Riese von Tschernyschewsk

Ich kenne ein rundes Dutzend sowjetische Kraftwerke: Tulomsk und Bratsk, Nurek und Sewan, Toktogul und Wolgograd ...

Jedes hat seine Besonderheit, doch keines liegt so weit östlich wie das von Tschernyschewsk.

Zugegeben: gemessen an den Energie-Giganten am Flußlauf der Angara ist der Riese am Wiljui ein Zwerg. Aber zählen seine 680 000 Kilowatt in der Zone ewigen Frostbodens nicht zehnfach? Was wäre Jakutien ohne Elektrizität? Was es Jahrhunderte lang war: ein riesiges unerschlossenes Land mit bettelarmen Nomaden.

Heute ist die über drei Millionen Quadratkilometer umfassende Autonome Sowjetrepublik der größte ökonomische Bezirk der UdSSR mit Gebietscharakter! Strom heizt die Neubauwohnungen und Gewächshäuser, er wandelt die Polarnacht zum Tag, speist Motoren, treibt Förderbänder mit den Schätzen der Erde: Diamanten und Gold, Eisenerz und Kohle. Lenins „vorerst" war kein leeres Wort.

Riesen schreiben keinen Lebenslauf. Die Chronik führen die Erbauer. Boris Alexandrowitsch Medwedjew, Jahrgang 1932, schlägt die erste Seite auf. Ein Bild, abgegriffen, Zeitdokument, Erinnerung: „Das war 1958. Ich war damals Geologe und bekam den Auftrag, mich mit einigen Komsomolzen auf den Weg zu machen und einen günstigen Standort für ein neues Wasserkraftwerk auszuwählen. Erst trauten wir unseren Ohren nicht. Ein Wasserkraftwerk in einer Gegend, die sechs Monate im Jahr Fröste bis zu minus 65 Grad anzubieten hat? Nur ganze 59 Tage steht die Quecksilbersäule über Null. Aber die Experten in der jakutischen Zweigstelle der sibirischen Filiale der Akademie der Wissenschaften der UdSSR beruhigten uns. Kein Mensch habe vor nicht allzu langer Zeit auch nur im Traum daran gedacht, in Jakutien Diamanten zu schürfen, wertvolle Pelztiere anzusiedeln, auf Dauerfrostboden Getreide und Gemüse anzubauen oder gar Hochhäuser zu errichten. Der Kampf mit dem rauhen Klima sei zwar ungewöhnlich schwer, aber bislang sei immer der Mensch als Sieger hervorgegangen. Warum also sollte es nicht möglich sein, einen wasserreichen, reißenden Fluß wie den Wiljui, der 2436 Kilometer lang der Lena zuströmt, zu bändigen?"

Boris, dessen Äußeres gar nicht zur landläufigen Vorstellung der „harten Männer" paßt, tippt auf jenen Mann auf dem Foto, der bis zu den Oberschenkeln im eiskalten Wasser watend seinem Erkundungstrupp vorangeht: „Zuerst flogen wir im Hubschrauber. Aber damit sind wir nur bis auf dreißig Kilometer an den in Aussicht genommenen Standort herangekommen. Taigadickicht. Nirgends konnten wir landen. Also stiegen wir auf die Rentiere um."

Drei Plätze hatten die Geophysiker auf der jakutischen Landkarte festgelegt. Lachen: „Den vierten haben wir aber genommen."

„Waren Sie überzeugt, daß der Riese von Tschernyschewsk erfolgreich gebaut werden kann?" – „Wir waren davon überzeugt, keiner zweifelte daran, wenngleich wir uns alle über die Schwierigkeiten im klaren waren. Hier war praktisch Niemandsland. Kein Mensch hatte je zuvor dieses abgelegene, unwegsame Gebiet betreten. Um den ersten Bagger, den ersten Kran, um später die tonnenschweren Ausrüstungen hierher bringen zu können, mußten wir zuerst 350 Kilometer Straße bauen!"

Zeichnungen, Pläne, Fundamente nahmen Gestalt an. Eine Bauarbeiter-Siedlung entstand, und der Staudamm wuchs empor. Ein Staudamm schlechthin? Eine beispiellose Großtat in der internationalen Wasserbau-Praxis! Ein Wehr aus massivem Beton kam wegen der starken Fröste, die im Boden noch in einer Tiefe von 800 Metern nachweisbar sind, nicht in Frage. Wissenschaftler und Ingenieure entschieden sich für einen 72 Meter hoch aufgeschütteten Damm, der auf natürlichem Felsgestein ruht, und – das ist die an Ort und Stelle entwickelte neue Methode und Besonderheit – durch eine bis 6,20 Meter dicke Kohleschicht in der Mitte abgedichtet wurde. Diese schwarze Masse wiegt pro Quadratmeter 2,32 Tonnen. Sie hat praktisch eine Festigkeit wie Beton.

Das Herz des Riesen, die Kraftwerksstation, wurde in die linke Felswand hineingebaut. 1967 lieferten die ersten Aggregate Strom. In Kürze werden zu den drei Turbinen weitere hinzukommen.

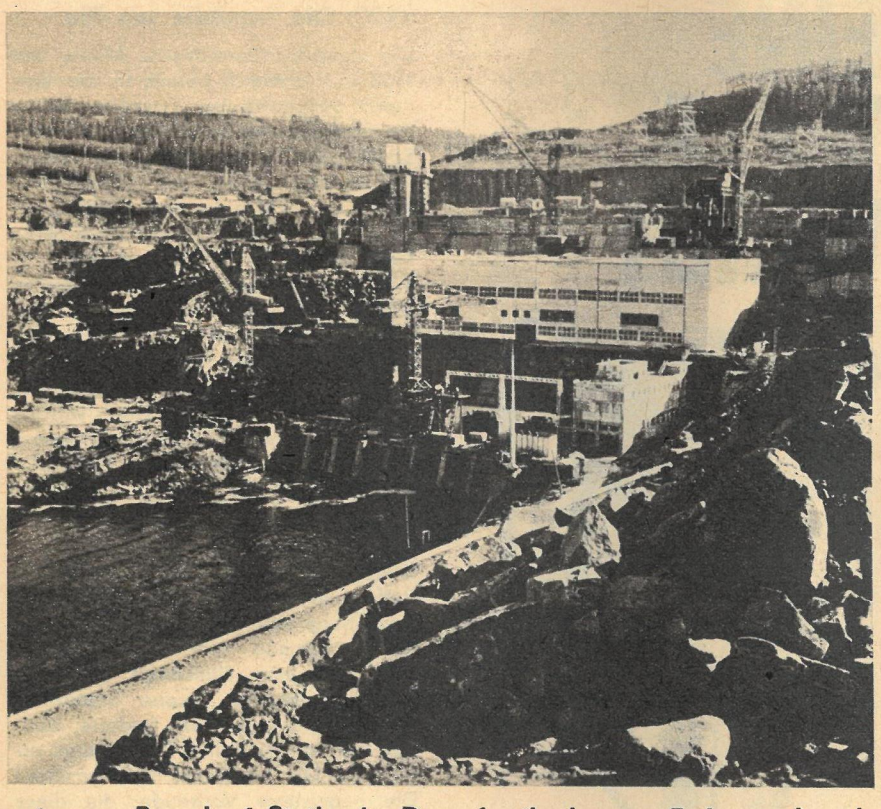
Wer vermag all das Einzigartige der Anlage aufzuzählen? Boris Alexandrowitsch Medwedjew, inzwischen Direktor des energiespendenden Riesen geworden, versucht es: „Turbinen mit verstellbaren Laufrädern, ein Dammtor mit einer Spannweite von 40 Metern und einem Gewicht von 450 Tonnen, nur fünf Mann Bedienungspersonal, Isolatoren, die bei minus dreißig Grad wie Gips auseinanderbrechen und deshalb samt Verteilerstation ein massives, geheiztes Gebäude bekommen mußten ..."

Bliebe der Umleitungskanal für die Holzflöße, die an seinem Ende im Flußbett eingebaute Betonschwelle, die das Wasser – gegen das Gesetz der Natur – nach oben fließen läßt.

Boris, der den Riesen wachsen und werden sah, resümiert: „Ein Wasserkraftwerk in der Zone des ewigen Frostbodens – das überstieg auch das Vorstellungsvermögen westlicher Experten. Heute, da wir unser Projekt verwirklicht haben, da wir Mirny, Lensk und auch das neue Diamantenzentrum Aichal mit Energie versorgen, bemühen sich dieselben Leute um einen Erfahrungsaustausch, um Baulizenzen. So ändern sich die Zeiten."

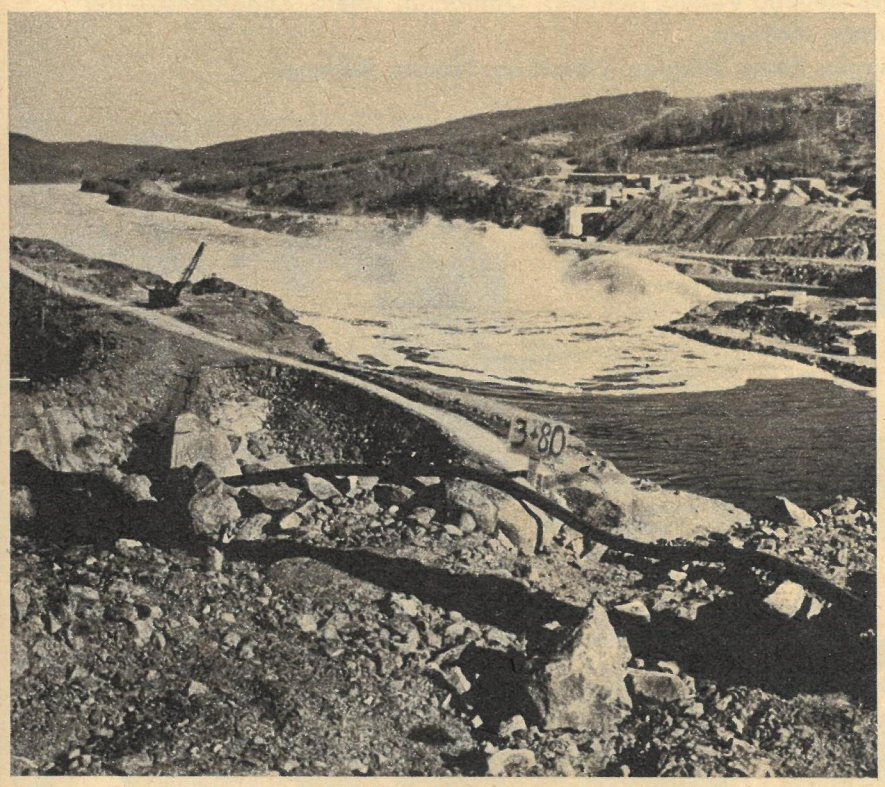
Dieter Arnhold

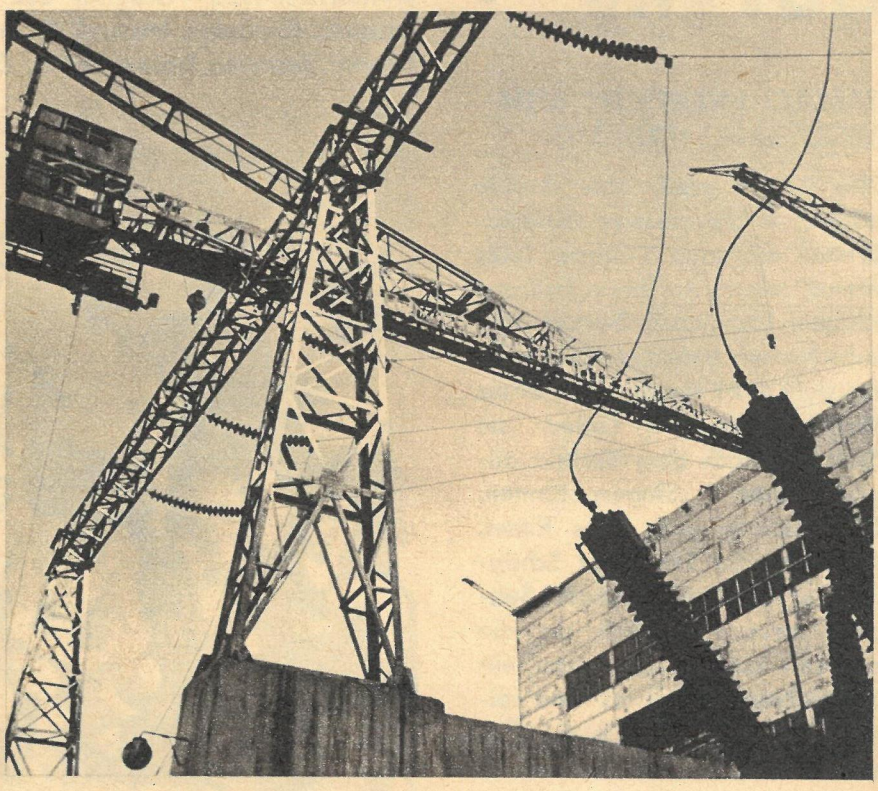
Fotos: Arnhold (3), Grothe (3)



Boris A. Medwedjew (erster von rechts), 1958 noch im Geologen-Erkundungstrupp – Bau der 1. Station im Dauerfrostboden von Tschernyschewsk.

Vor der Fontäne am Ende des Umleitungskanals der heute 37jährige Direktor des Wasserkraftwerkes, Boris A. Medwedjew.

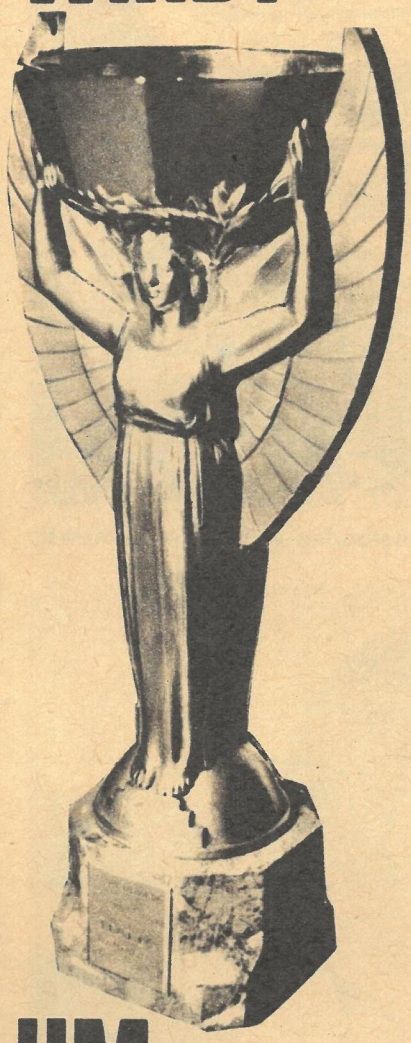




Blick vom Staudamm auf die Baugrube der 2. Station (links). – Die Ausgangsleitung zum Verbundnetz der Autonomen Sowjetrepublik Jakutien.

EINE WELT WIRBT UM DIE GOLDENE GÖTTIN

5



TATSACHENBERICHT VON WOLFGANG HARTWIG

Nur 23 cm groß, aber 2 Kilo schwer ist die massive Goldstatuette, die man „Coupe Jules Rimet" nennt. An ihrem Fuß aus blauem Lapislazuli-Gestein sind acht Namen befestigt: Die Weltmeister! 1929 formte der Pariser Goldschmied Abel Lafleur die Statuette nach dem Vorbild altgriechischer Siegesgöttinnen. Den Auftrag gab Jules Rimet, Präsident der FIFA und Schöpfer der Weltmeisterschaft. Seitdem wirbt eine Welt um die goldene Göttin. Ist es nur ein Spiel? Der Fußball als Kind seiner Zeit steht mitten in der Geschichte seiner Zeit. Sie formte auch seine Weltmeisterschaften.

1950: Die Tragödie von Rio

Die deutsch-österreichische Mixtur war 1938 in Frankreich bereits in der Vorrunde ausgeschieden. Trotzdem reisten die faschistischen Sportführer mit einem Erfolg nach Hause. Ihre große Völkerverblendungs-Schau der Olympischen Spiele von 1936 hatte noch nachgewirkt und Deutschland auf dem Pariser FIFA-Kongreß das Recht gesichert, 1942 die Fußballweltmeisterschaft veranstalten zu können. Doch bis dahin wurde das, was man bereits 1936 plante, grauenvolle Realität: Der Faschismus zog auf Raub aus: Österreich, die Tschechoslowakei, Polen und Frankreich wurden besetzt. Jetzt wurde anders geschossen, nicht mehr mit Fußbällen ... Die Weltmeisterschaft 1942 fand nicht statt.

Es hieß schon Mut beweisen, 1946 inmitten der Trümmer des zweiten Weltkrieges an das nächste große Welttreffen im Fußball zu denken. In Luxemburg beschloß der FIFA-Kongreß damals, gemäß dem Vier-Jahres-Turnus, 1950 zum Titelkampf zu rufen. Nachdem zweimal Europa Schauplatz des WM-Turniers war, forderte Südamerika wieder seine Rechte und erhielt sie. Der Treffpunkt hieß Brasilien! Die begeisterte Vorfreude, die diese Ankündigung in Rio auslöste, schlug sich in einem denkmalähnlichen Stadionbau in Maracana nieder. Noch heute ist das „Stadium Municipal", wie man es in Rio nennt, ein Wunderwerk und die gewaltigste Fußball-Arena dieses Erdballs. Ringförmig breitet sich das freitragende, pfeilerlose Stadiondach über die Terrassen für 200 000 Zuschauer. Für die Wogen der Anteilnahme an den Ereignissen von 1950 sollte es noch zu klein sein ...

Die Welle der ersten Zustimmung, die auf die WM-Ankündigung auch aus der übrigen Welt kam und mit 33 Meldungen den Rekord von 1938 (36 Länder) schon fast wieder erreichte, wurde aber bald von ernüchternden Betrachtungen der leeren Verbandskassen abgelöst. Wer im europäischen Trümmermeer trotzdem das Geld für die lange und weite Reise aufbrachte, mußte bewundert werden.

Qualifikationen fanden zwar statt, doch manche Länder scheuten sich später vor den teuren Konsequenzen, so die Türkei nach einem 7:0 über Syrien, so Schottland (das in Großbritannien Zweiter wurde), so Österreich, die Phillippinen, Burma, Ecuador, Peru, Argentinien, Indien, die alle gar nicht erst antraten. Portugal und Frankreich waren in Europa gegen Spanien bzw. Jugoslawien (beide trafen sich dreimal: 1:1, 1:1 je mit Verlängerung und 3:2!) ausgeschieden und bekamen nun die freien Plätze von der Türkei und Schottland angeboten. Sie lehnten dankend ab! Das nahm man beiden in Rio sehr übel: Den Franzosen, weil die Brasilianer 1938 als einzige Repräsentanten ihres Kontinents nach Frankreich gereist waren, den Portugiesen, weil viele die frühere Kolonialmacht noch immer als das sprachverbundene „Mutterland" betrachteten. Mit deutschen Fußballern war von vornherein nicht zu rechnen, beide deutsche Staaten waren noch nicht wieder FIFA-Mitglied.

Aus den Erfahrungen der oft unrealistischen k.o.-Niederlagen guter Mannschaften schon in der Vorrunde hatten die Brasilianer die vernünftige Idee von Vorrundengruppen geboren. Sie wird heute noch praktiziert. Nur war es damals sportlich unvernünftig, den Absagen von Indien, Frankreich und Portugal nicht Rechnung zu tragen. Man ließ alles so, wie verkündet, mit dem Erfolg, daß Brasilien selbst drei Vorrundentreffen und der große Rivale Uruguay nur eines zu bewältigen hatte. Brasiliens Stolz aber war Rechnung getragen.

Verwundern mußte das Fehlen von Argentinien, das 1945 und 1947 südamerikanischer Meister geworden war. Aber das Regime des faschistischen Diktators Peron hatte das Land in tiefste wirtschaftliche Depressionen manövriert. Hungersnöte folgten auf Dürren und Mißernten. Streikkämpfe waren überall an der Tagesordnung. Auch bei den Fußball-Profis! Alfredo di Stefano, 1947 mit der Nationalelf Südamerikameister und später bei Real Madrid, erzählte davon: „Die Preise im Lande stiegen, doch die Löhne waren ‚eingefroren'. Wir forderten höhere Gehälter und das Recht des freien Klubwechsels. Die Fußballer schritten zur Tat, richtiger – zur Tatenlosigkeit. Nach dem Schiedsrichterpfiff setzten sie sich im Mittelkreis nieder. Diese Sitzstreiks wurden immer ausgedehnter. Die Zuschauer gerieten außer sich, doch es half nichts. Acht Monate währte der Kampf. Die von den Spielern geschaffene Gewerkschaft gründete einen Fonds der gegenseitigen Hilfe, der durch die Einnahmen aus Freundschaftskämpfen unter Teilnahme der Berufsspieler aufgefüllt wurde ..."

Die Profis gewannen den Kampf nicht, und die Elite wanderte 1949 nach Kolumbien aus – so auch di Stefano –, um dort ihr Brot zu verdienen. Kolumbiens Fußballverband wurde zwar aus der FIFA ausgeschlossen, denn er zahlte den argentinischen Stammclubs keinerlei Ablösesummen, aber das nun entstandene Chaos zwang die Argentinier während der Weltmeisterschaft zu Hause zu bleiben. Von friedlichen Fußballzeiten konnte wirklich keine Rede mehr sein.

Vier Mannschaften waren für das Turnier in Brasilien in den Gruppen „gesetzt": Brasilien, Uruguay, Italien und England. Diese Vertretungen erhoffte man auch in der Endrunde. Doch die Europäer sorgten selbst für die Pleite aller brasilianischen Bemühungen um das Zustandekommen der Prestige-Duelle mit dem zweifachen Weltmeister Italien und mit dem „Mutterland" England, das man nun endlich am Tisch hatte. Die Briten hatten dreimal gefehlt und sich 1946 erst in den Schoß der FIFA zurückbegeben – mit der gleichzeitigen Entgegennahme eines Tributs in Gestalt von vier Sitzen für England, Schottland, Wales und Nordirland: Diese vier blieben bei den Qualifikationen auch „in Familie".

Dann aber kam die große Blamage von Belo-Horizonte. England hatte Chile geschlagen und wollte sich nun gegen die USA „üben", die nach ihren eigenen Worten „gekommen war, um den Fußball besser kennenzulernen". Die Ergebnisse von 0:6 und 2:6 in der Qalifikation gegen Mexiko unterstrichen das. Auf englischer Seite übersah man, daß einige neue Ausländer kurzfristig in dieser USA-Auswahl „eingebürgert" worden waren, unter anderem auch ein Mann namens Gaetjens aus Haiti. Und der köpfte gegen England zum 1:0 ein. Als dieses Halbzeitergebnis über Radio Rio lief, lachte ganz Brasilien. Verzweifelt und vergebens rannte die englische Elf mit Wright, Mortensen, Mannion, Finney, Ramsey (dem späteren Schöpfer der WM-Elf von 1966) diesem 0:1 hinterher. USA-Torhüter Borghi hielt alles. Draußen aber saß Stan Matthews – er wurde geschont! Matthews schrieb später: „Ich glaube nicht, daß irgendwann einmal etwas ähnliches passiert war. Meine Kameraden sagten, ich sei blaß wie ein Leichentuch gewesen, meine Hände waren blutig. Während der letzten Spielminuten hatte ich sie mir wundgekratzt. Es ist nicht zu beschreiben, was sich in der Umkleidekabine abspielte. Heute ist mir vollkommen klar, daß dies die ersten Anzeichen jener Krisis waren, die spä-

Weltmeister 1950 – Uruguay. Von links stehend Varela, Betreuer, Gambetta, Tejera, Konditionstrainer Vasquez, Gonzales, Maspoli, R. Andrade, Masseur, kniend: Betreuer, Trainer Lopez, Ghiggia, Perez, Miguez, Schiaffino, Moran, Betreuer.

ter eintrat, als 1953 die Ungarn England mit 6:3 schlugen."
Noch war man auf der Insel geneigt, an den „schlechtesten Witz des Jahrhunderts" zu glauben. Mit einem Sieg gegen Spanien konnte alles wieder ins Lot gebracht werden. Doch hunderttausend Zuschauer erlebten den 2. Akt der englischen Tragödie. Wieder verlagerte sich das Spiel nur vor ein Tor, wieder stand dort ein Noch-Unbekannter. Ramallets war als Reserve-Torwart des FC Barcelona vorher in der Nationalelf nur einmal eingesprungen. Dieses eine Spiel aber brachte ihm die WM-Reise nach Rio! 12 Jahre blieb er im Tor der Auswahl! Gegen England wurde er zu einer Weltberühmtheit. Spanien gewann 1:0.
In London druckte der „Daily Herald" danach diese schwarzumrandete Großannonce auf Seite 1: „Am 2. Juli 1950 entschlief in Rio der englische Fußball, tief betrauert von einem großen Kreis betrübter Freunde und Bekannter. Wir werden seiner in Anhänglichkeit gedenken. Die sterblichen Überreste werden eingeäschert und nach Spanien überführt." Die tief gedemütigte England-Elf flog sofort ab.
Die Heimreise der Italiener dauerte etwas länger. Sie mieden das Flugzeug und jedermann begriff das. Am 4. Mai 1949 war das Flugzeug mit dem Landesmeister FC Turin an Bord am Superga-Hügel bei Turin zerschellt. In jener furchtbaren Katastrophe starb das Gros der italienischen Nationalelf. Seine neue Elf aber vertraute das Weltmeisterland nur dem Schiff an. Doch als es in Rio anlegte, da hatte das bequeme und üppige Bordleben schon einiges Übergewicht auf die Form jedes einzelnen Spielers gepackt. Schwedens englischer Trainer George Raynor dagegen hielt seine Männer in der Kühle brasilianischer Berge frisch. Schweden war mit dem Ruhm des Olympiasiegers 1948, dafür aber ohne seine damaligen Stars von London, Gunnar und Bengt Nordahl, Liedholm, Gren, Carlsson, Rosen gekommen. Dieser Schweden-Sturm war komplett von Italiens Proficlubs aufgekauft worden! Ihre Nachfolger Skoglund, Jepsson, Palmer aber waren nicht schlechter. Sie stürzten Italien auf Anhieb mit 3:2. Das war der Schock Nr. 2!
Brasilien irrte sich auch in den Europäern der eigenen Gruppe. „Wer sind schon die Jugoslawen?", fragte man vorher. „Na gut, Olympia-Zweiter, aber 1934 und 1938 hatten sie ja nicht einmal die Qualifikation überstanden ..." Den Kraftquell zu ignorieren, den die 1945 gegründete Föderative Volksrepublik für dieses lange als „Hinterhof Europas" geltende Land bedeutete, entsprach der brasilianischen Staatsdoktrin, die auf USA-Kurs segelte. KP und Gewerkschaft waren in Brasilien verboten und 1947 die gerade erst zwei Jahre alten diplomatischen Beziehungen zur UdSSR abgebrochen worden. Als damals die Fragen dringlich wurden, warum denn jenes Land fehle, das sich nach 1945 – unter anderem mit Dynamo Moskau in England – soviel Respekt erworben habe, erhielt die FIFA aus Rio zur Antwort: Man könne die UdSSR nicht einladen, da man sie nicht diplomatisch anerkannt habe. Jene kommunistenfeindliche Ignoranz fehlte damals also auch nicht.
Aber dann kam plötzlich der Tag, an dem eine brasilianische Zeitung ihrer Elf in der Schlagzeile entgegenschrie: „Ihr müßt – müßt – müßt siegen!" Gegen Jugoslawien! Dieses „Muß" hatte die Schweiz im Spiel gegen Brasilien erzwungen. Mit ihrer Respektlosigkeit im Stadion von Sao Paulo versetzte sie ein ganzes Land in Panik. In Rio gab es während der Übertragung ein Chaos. Die Busse blieben stehen, die Läden schlossen, alles rannte entsetzt zu den Radios. 1:0, 1:1, 2:1, 2:2. Die Brasilianer wanderten durch ein Fegefeuer der Stimmung. Jugoslawien aber hatte die Schweiz besiegt. Nun besaß die Mannschaft plötzlich alle Trümpfe ... 150 000 Zuschauer mußten in „Maracana" lange auf die Jugoslawen warten. Sie wußten nichts von der kleinen Tragödie, die deren Verspätung verursachte. Sturm-As Rajko Mitic – heute Verbandskapitän in Belgrad – hatte sich eine klaffende Kopfwunde an einem Tunnelgitter geholt. Erregt baten die Jugoslawen um Anpfiff-Verschiebung. Doch der Schiedsrichter konnte sie nicht gewähren. In der Aufgeregtheit der Zehn platzte prompt auch Brasiliens 1:0. Später erschien Mitic mit einem Turban aus Binden. Allmählich erhielt das jugoslawische Spiel Niveau, Gefährlichkeit und dadurch sogar Anerkennung von draußen. Oft waren die Jugoslawen dem 1:1 näher als die Brasilianer dem 2:0, das dann aber wie eine Erlösung mit Hunderten von Böllern gefeiert wurde.
Die Endrunde begann. Brasiliens Chef Flavio Costa setzte seinen Kopf nun nicht noch einmal so wagehalsig aufs Spiel wie gegen die Schweiz, als er in Sao Paulo fünf „Paulisten" neu aus seinem Riesenaufgebot hervorholte und ins Spiel schickte, als Verbeugung vorm Publikum und mit einem bißchen Überschätzung der eigenen Stärke! Jetzt spielte nur noch die Stammelf, deren Gros aus Rio kam. Eine gut dirigierte Organisation half ihm, nur noch in Rio zu spielen. Schweden (7:1), Spanien (6:1) wurden förmlich an die Wand gequetscht. Dafür aber hatte Uruguay Mühe mit 2:2 gegen Spanien und 3:2 gegen Schweden zu bestehen. Im Hotel „Corcovado", in dem die Schweden wohnten, gaben sich die Einkäufer die Klinke in die Hand. Fast kein Interview, das von italienischen Journalisten nicht auch mit einem Angebot beendet worden wäre. So billige und gute Amateure gab es selten einzukaufen. Schweden verlor in Brasilien erneut die halbe Nationalelf.
Gegen Uruguay wollte Brasilien den letzten Baustein des großen Triumphes setzen. 200 000 Schlachtenbummler waren zur Huldigung erschienen. Sie trugen 1,9 Millionen Mark der etwa 11 Millionen Mark, die während der ganzen WM eingenommen wurden, an die Kassen. Eine Halbzeit lang aber bekamen sie nur die virtuosen Einlagen eines Zizinho, eines Jair zum Applaudieren vorgesetzt. Von Jair sagte Pele später: „Er war mein Lehrer. Ich werde nie die Präzision seines Zuspiels vergessen." Man bejubelte Ademir, der schon sechs Tore in der Endrunde schoß, eines davon so urgewaltig, daß der Spanier Ramallets samt Ball ins Netz flog. Keiner wollte wahrhaben, daß die nüchterne Sachlichkeit der uruguayischen Abwehr um Varela gegen diese Ballartisten trotzdem sehr erfolgreich war.
Dann aber stiegen die Raketen doch in den Himmel. Ademir hatte Friaca in Szene gesetzt und sein Schuß überwand den Riesen Maspoli (46.). Vom Himmel begann es Fallschirme zu regnen, an denen Fackeln hingen. Die Begeisterten forderten weitere Tore. Alle Brasilianer stürmten, auch Verteidiger Bigode. Doch urplötzlich trat Stille ein. Ghiggia, Uruguays erfahrener Rechtsaußen, war in eine der Blößen hineingespurtet und hatte dann die Kugel Schiaffino vor die Füße gelegt – 1:1 (65.). Doch der Schreck lähmte die Zuschauer nur kurz. Ein Remis würde ja auch zum Titel reichen! Die Sorglosigkeit blieb. Wieder ließ Bigode den kleinen Ghiggia allein herumstehen. Und plötzlich zog der mit dem Ball von der Mittellinie los. Torwart Barbosa rührte keinen Finger, als es einschlug (76.). Gleich einem Eisberg wälzte sich das 2:1 auf die brasilianischen Herzen. Im Stadion wurde es totenstill. Uruguay gewann. Die Taktik von Trainer Lopez hatte sich voll erfüllt: das Mittelfeld den Brasilianern, die Konter den Urus! Für Brasilien aber verdunkelte sich der Tag. Weinend verließ die Elf das Stadion. Noch Stunden nach dem Spiel saßen Zehntausende in jenem Kessel, versteinert und stumm. In der Stadt zerfetzte und verbrannte man indessen die Riesenbilder der Fußballer, die in den Schaufenstern hingen. Viele Leute irrten stundenlang weinend durch die Straßen. Das gesamte Geschäftsleben kam zum Erliegen. Zeitungen berichteten, einer der Fans habe sich im Stadion erschossen. Später sprach man von vier Toten und 448 Verletzten bei den Unruhen nach der Niederlage. Die Zeitung „Campeas" druckte in Rio diesen makaber-sarkastischen Nekrolog: „Leichenzug! Verzweiflung! Auflehnung gegen das grausame Schicksal! Faustschlag ins Gesicht der Realitäten! Fast 50 Millionen Mitbürger leben heute wie wir: Symbolisch tot vor Trauer und untröstlichem Schmerz! Es bleibt uns nur die Tatsache der körperlichen Existenz."
In diesem tränenerfüllten Brasilien konnte man erst viele Wochen später über folgende Episode lachen: Trainer Flavio Costa hatte sich aus dem Staube gemacht, als er fühlte, daß das Spiel verloren war. Er verkleidete sich als Frau und nahm zur Tarnung noch ein Kind an die Hand. So kam er auch unerkannt aus dem Stadion. Plötzlich fing das Kind an zu schreien. Der erschreckte Costa drängte es der nächststehenden Frau auf: „Bitte halten sie es doch mal einen Augenblick." – „Aber gern, Herr Costa!" klang es zurück, „ich bin Feola ..." Vicente Feola war damals Konditionstrainer ...
Gänzlich unbeachtet, vor nur 3000 Zuschauern, hatte am gleichen Tage in Sao Paulo Schweden die Spanier 3:1 geschlagen und war Dritter geworden. Uruguay aber hatte mit Italien wieder gleichgezogen. Jeder besaß zwei Titel! Dieses 2,5 Millionen-Land Uruguay galt in jener Zeit als ein fußballsportliches Wunder. Aber man muß diese Tatsache aus der wirtschaftlichen Situation zu begreifen suchen. Für viele talentierte Burschen bedeutete Fußball fast die einzige mögliche Einnahmequelle. Die Talente aber, meist Neger, tummelten sich am Atlantikstrand zu Abertausenden. Dort pflegten und pflegen die Proficlubs „einzukaufen". Penarol und National sind die Hauptabnehmer, die kleinen Klubs – ohne eine Meisterschaftschance – existieren vom Verkauf ihrer Besten an die zwei Großen. Diese wiederum halten sich mit Hilfe großer Turniere, bei denen die übrige südamerikanische Elite mitspielt, und mit Weiterverkäufen oder Verleihungen über Wasser. So wohnen denn etliche Stars in Montevideo, um jenseits des La Plata im argentinischen Buenos Aires Fußball zu spielen. Oder sie wandern noch weiter, über den Atlantik nach Europa. So wie jene beiden Torschützen von Rio, Schiaffino und Ghiggia. Letzterer tauchte eines Tages sogar wieder in einer anderen Nationalelf auf. In welcher? Dreimal dürfen sie raten. Natürlich in der italienischen ...

Fortsetzung folgt

◁ **Sensationell scheiterten die Engländer schon in den Gruppenspielen. Hier überwindet Gaetjens den englischen Torwart (USA–England 1:0).**

Fotos: Archiv

▽ **Hier wäre Torwart Maspoli geschlagen gewesen, doch Zizinho schoß knapp vorbei (WM-Finale 1950: Uruguay–Brasilien).**

Pedal-Perspektiven

Ungeahnte Perspektiven eröffnen sich; ich sehe Zeiten voraus, wo unsere Stadtzentren von Scharen winziger Fahrrädchen wimmeln; Zeiten, wo abends würdige Herren und Damen pedaltretend vor der Staatsoper anlangen; Zeiten, wo Generaldirektoren strampelnd vor den Portalen ihrer VVB-Gebäude vorfahren; Zeiten, wo Diplomaten auf kleinen Velocipeden zu Staatsempfängen erscheinen.

Mifa sei Dank, jetzt können sie alle ihre Tschaika, Tatra und Wolga fernab vom Gewimmel der City in stiller Seitenstraße parken. Kofferraum auf, Minirad aufgeklappt und, unbeschwert von drükkenden Parksorgen, dem ersehnten Endziel entgegentreten.

So schnell aber wird sich die Vision auch wieder nicht erfüllen. Zu wenig war unsere Fahrradindustrie auf die plötzlich sprunghaft steigende Nachfrage vorbereitet. (Deshalb sind auch alle Anfragen an die Redaktion zwecklos; wir wissen wirklich nicht, wo es diese Rädchen gibt!) Man hatte sich im Gegenteil schon damit abgefunden, in den letzten zehn Jahren nahezu die Hälfte ihrer Absatzziffer von 1955 auf dem Altar des wachsenden Wohlstandes geopfert zu haben. Und nun das! Und noch dazu fast genau 150 Jahre, nachdem der Forstmeister Karl von Drais 1817 seine segensreiche Erfindung in die Welt setzte.

Ich kann allerdings den Verdacht nicht los werden, daß für die so plötzliche Renaissance eines bislang verachteten Verkehrsmittels auch noch ganz andere Gründe maßgeblich waren. Unsere jungen Damen scheinen herausgefunden zu haben, daß das Minirad nicht nur praktisch ist, sondern auch weibliche Reize besonders wirksam werden und den Einzugsbereich ihrer jeweiligen Bewunderer erheblich erweitern läßt. Zumal es diese ja auch nicht durch hohe Geschwindigkeiten hindert, tiefe Einblicke in diese Reize zu tun. Die Bedeutung des Minirades, so meine ich, stieg reziprok zur Kürze des Rockes. Es besteht also eine untrennbare Wechselbeziehung zwischen Minirad und Minirock. Und es wird deshalb auch nicht lange dauern, bis uns ein findiger Texter den Schlager vom Minikätchen auf dem Minirädchen beschert.

K.-G. Eickenjäger

Notwendige Nachbemerkung:
So klein die Minirädchen auch sind – die Straßenverkehrsordnung gilt für sie in voller Länge und Breite! Jürgen Rach fotografierte nicht im öffentlichen Verkehrsraum; sonst sitzt sein Modell natürlich ordentlich auf dem Sattel und hängt kein Gepäck an den Lenker. Mißbräuchliche Koppelung von Minirad und -rock wird nach § 1 StVO geahndet!

Fotos: Rach

Entdeckung in Grimma

Am Marktplatz der Kreisstadt Grimma steht ein altes Haus, das durch den eigenartigen Erker, dessen oberer Teil eine Haube krönt, auffällt. Betritt man dieses Haus, so erblickt man im Erdgeschoß Kreuzgewölbe, und in den Obergeschossen sind gotisch profilierte Balkendecken erhalten.

Im Jahr 1796 erwarb der Leipziger Buchhändler Göschen dieses Haus und errichtete 1797 darin eine Buchdruckerei.

Georg Göschen wurde am 22. April 1752 in Bremen als Sohn eines Kaufmanns geboren. Nach seiner Lehrzeit als Buchhändler trat er in das Geschäft des Leipziger Buchhändlers Leberecht Crusius ein. Nach einigen Jahren gründete er selbst ein Geschäft. Göschen, ein regsamer Mann mit edlem Charakter, zahlte seinen Autoren, zu denen Goethe, Klopstock, Iffland, Wieland und vor allem Schiller gehörten, hohe Honorare; er selbst war mit wenigem Verdienst zufrieden. Erfreut schrieb Schiller einmal in einem Briefe an Göschen: „Sie haben mich nicht bezahlt, Sie haben mich belohnt."

1797 verlegte Göschen seine schon in Leipzig gegründete Buchdruckerei

nach Grimma in das oben erwähnte Haus. Zu seinen Korrektoren gehörte übrigens der unermüdliche Dichter und Läufer Gottfried Seume, der im Jahre 1801 seinen berühmten „Spaziergang nach Syrakus" antrat. Seume brachte es fertig, von Grimma nach Leipzig zu irgendeiner Theatervorstellung zu laufen und nach Beendigung sofort wieder zurück zu wandern (hin und zurück rund 65 Kilometer).

31 Jahre hat Göschen in Grimma gelebt und gewirkt. Er starb, 76 Jahre alt, am 25. April 1828. Sein Grab befindet sich auf dem hoch gelegenen Friedhof in Grimma.

Text und Foto: Hans-Carl Uibrig

Gewußt wo!

Das Nest des Raubgrafen

Was viele Touristen heute als Mangel empfinden, nämlich die leicht abseitige, von hohem Wald verdeckte Lage des Regensteins (296 m ü. NN.), erweist sich bei näherer Betrachtung doch als großer Vorzug dieser Burg. „Alles sehen, aber möglichst nicht gesehen werden", dies war wohl das Motto beim Bau dieser ältesten deutschen Steinburg.

Selbst dieser große Tunnel quer durch den Fels wurde mit den primitiven mittelalterlichen Werkzeugen ausgehauen. Die mit Mauerziegeln verschlossene quadratische Fläche direkt neben dem Tunneleingang soll das Grab eines Festungskommandanten sein.

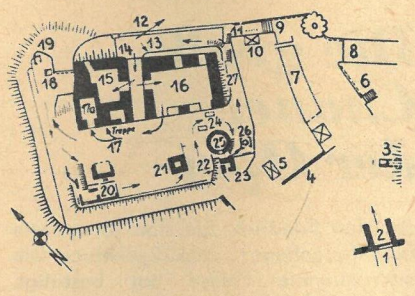
1162 wird der Regenstein (gotisch ragin oder altsächsisch regin = hochragend, erhaben, oder auch westgotisch Ragin = Rat, Ratschluß) als Burg erstmals urkundlich erwähnt. Aber schon die Altvorderen unserer Altvorderen wußten die Gunst der Lage zu schätzen. Ausgrabungen beweisen, daß der Regenstein (zwei Kilometer westlich Blankenburg) schon vor 2000 Jahren von den hier wohnenden Germanen als Fluchtburg genutzt wurde. Einige der Höhlenräume sind damals ausgehauen worden. Unterhalb der Burg befinden sich ebenfalls künstlich geschaffene Höhlenräume. Es handelt sich dabei um einen germanischen Thingplatz. Sieben Jahrhunderte vor der ersten Erwähnung trug der Fels – nach der Zerschlagung des Thüringerreiches – auch schon Befestigungen, und gelegentlich wird die erneute Gründung einer Burg in die Regierungszeit Heinrichs I. (919–936) gelegt.

Der Sandsteinfels, an sich schon eine natürliche Festung, brauchte in seinem Vorgelände nur an wenigen Stellen durch Mauern und Gräben gesichert werden. Im Klotz selbst sind in unsäglich mühevoller Fronarbeit große Keller-, Lager- und Wohnräume, ja sogar eine Kapelle und ein Tunnel mit regelrechtem Fahrweg ausgehauen. Tiefe, viereckige Gruben auf dem Vorplateau, untereinander verbunden, erweisen sich bei genauerem Hinsehen ebenfalls als – früher überdachte – Wohnräume. Der gewaltige Quader ist völlig aus- und unterhöhlt und gleicht einem Schwamm mit Riesenporen. Die eigentlichen Burgräume der Grafen, auch der Bergfried, waren aber aus dem härteren Rogenstein gemauert und befanden sich auf dem Gipfel des Berges. Davon künden aber heute nur noch Mauerreste und der Stumpf des Turmes, der noch eine Höhe von sechs Metern aufweist (Durchmesser 8,3 Meter, Mauerwerk 3 Meter Stärke).

Der Wert, der hier von Generationen von Menschen unter mittelalterlichen Bedingungen geleisteten Arbeit kommt sowohl im sonst recht instruktiven „Kleinen Burgführer" als auch auf Schautafeln im Burggelände zu kurz. Denn doch nur dieser Arbeit wegen ist der Regenstein heute noch für uns bedeutungsvoll. Er vermittelt uns ein Bild vom Stand der Produktivkräfte zweier Jahrtausende. Wo finden wir so etwas auf engstem Raum wieder?

Die Regensteiner als Gaugrafen des Harzes besaßen zwölf weitere Burgen und große Macht. Sie führten zur Ausdehnung ihres Machtbereiches erbitterte Fehden gegen den Bischof von Halberstadt und die umliegenden Städte. Der berüchtigste unter den Grafen, Albrecht II., mißbrauchte sogar seine Stellung als Schutzvogt von Quedlinburg und griff die Stadt an. Die Heere der vereinigten Harzstädte schlugen ihn aber vernichtend. Albrecht soll – so berichtet die Sage – in einen großen Holzkasten gesperrt, der Stadt Urfehde geschworen und sich zum Bau von sieben Türmen um Quedlinburg bereit erklärt haben. 1599 starben die Regensteiner – total verschuldet – aus.

1670 bauten die Preußen, die sich inzwischen des Landstriches bemächtigt hatten, den Regenstein zur Festung um.



Unmaßstäblicher Lageplan der Burg Regenstein. Die Ziffern bedeuten (nur die wichtigsten Punkte): 2. Tor, Mauer, Graben, 12. Lilienzeichen, von französischer Besatzung stammend, 14. Tunnel, 15. Großer Rittersaal, 16. Kapelle, 18. Burgverlies, 21. Zisterne, 22. Ehemalige Zugbrücke, 24. Begräbnisstätten, 25. Turm.

Detail des Regensteins mit seinem Kammersystem. Im Foto rechts die Reste des aus der Grafenzeit stammenden Turmes. Er ist aus dem härteren Rogenstein gemauert. Der Turm hatte die Aufgabe, die Oberburg zu schützen und war im Falle einer Erstürmung der Burg als letzte Zufluchtsstätte vorgesehen.

1757, im Siebenjährigen Krieg, nahmen ihn die Franzosen ein, davon künden noch heute in den Fels geritzte Lilienzeichen. Ein Jahr später war er wieder in preußischer Hand und wurde kurzerhand gesprengt und geschleift.

Noch einmal, im zweiten Weltkrieg, sollte der Regenstein traurige Berühmtheit erlangen. An seinem Fuß befand sich ein Außenlager des KZ Buchenwald, dessen Häftlinge im Felsmassiv des Regenstein eine unterirdische Fabrikanlage zur Herstellung von V-Waffen errichten mußten. Die Gaststätte auf dem Felsen wurde als Konstruktionsbüro für U-Boote genutzt. 1944 brannten alle Gebäude ab.

Durch diesen verbrecherischen Wahnsinn der Nazis blieb der Regenstein bis vor historisch nur kurzer Zeit ein Objekt des Mißbrauchs der Macht. Zwar wechselten seit Albrecht II. Zeiten die Methoden – der Inhalt blieb stets gleich.

Im sozialistischen Deutschland hilft der Regenstein mit, unser Geschichtsbild richtig zu formen und ist gleichzeitig ein Denkmal der Arbeit von Generationen unglücklicher Menschen. E. K.

Fotos: Kottwitz (2), Archiv

Von Jahr zu Jahr erhöht sich die Zahl der Mädchen und Frauen in unserer Republik, die regelmäßig und organisiert Sport treiben. Vor zehn Jahren zählte der DTSB knapp 300 000 weibliche Mitglieder in seinen Reihen. Was schätzen Sie, wie hoch der Anteil unserer Frauen und Mädchen war, die im Jahr der Olympischen Spiele 1968 im Rahmen des DTSB Sport getrieben haben?

a) 410 000
b) 460 000
c) 509 000

Senden Sie bitte Ihre Antwort auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 34) bis zum 22. August 1969 an Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Zur Auslosung kommen:
1 Gewinn zu 50 Mark,
5 Gewinne zu je 10 Mark.

Lösung DDR-Quiz 30: Sachsenring – Hohenstein-Ernstthal.

Es gewannen **50 Mark:** Anna Zitzmann, Meiningen; **je 10 Mark:** Gisela Libau, Quedlinburg; Bernhard Männel, Karl-Marx-Stadt; Michael Schwandtke, Eisenach; Paul Völker, Deutzen; Christel Zumpe, Bad Doberan.

Foto: Zentralbild

Werkstatt 20

zb sprach mit Götz Friedrich über

Die große Chance der Oper

Vor der Premiere: Götz Friedrich führt Regie.

zb: Herr Friedrich, Sie sind vor kurzem aus Kopenhagen zurückgekehrt. Die internationale Presse hat bestätigt, daß nach Ihrer diesjährigen Inszenierung von Monteverdis „Heimkehr des Odysseus" und Ihrer vorjährigen von Verdis „Simone Boccanegra" das Königliche Theater Kopenhagen nach länger zurückliegenden Regieleistungen von Carl Ebert und Wieland Wagner erstmalig wieder internationale Aufmerksamkeit erlangen konnte. Wie schätzen Sie selbst Ihre Arbeit in Kopenhagen ein?

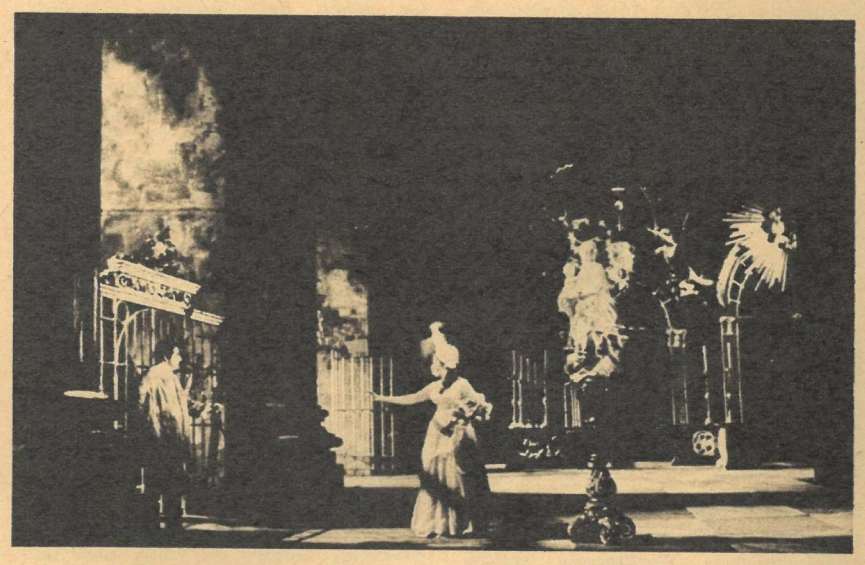
Götz Friedrich: Die Aufgeschlossenheit der dänischen Kollegen unserer Version vom Musiktheater gegenüber war groß und schön. Darauf gründet sich die Aufführungsqualität natürlich in hohem Maße. Darüber hinaus hat mich die kameradschaftliche Atmosphäre im Vorbereitungs- und Probenprozeß tief beeindruckt, die – und das ist meine Überzeugung als Künstler – durchaus ein Zeichen und Beitrag ist für die mögliche Verständigung und Freundschaft zwischen unseren Völkern.

zb: Die Bemühungen der Komischen Oper und ihres Leiters und Begründers Walter Felsenstein umfassen heute einen Zeitraum von über zwanzig Jahren. Wie stellt sich Ihnen heute der Weg vom Damals zum Heute dar?

Götz Friedrich: Ziel der Bemühungen war, wie es Walter Felsenstein 1951 formulierte, die Oper als Musiktheater zu einer Angelegenheit des Volkes zu machen, sie im Interesse und zum Nutzen derer zu handhaben, die begonnen hatten, in unserem Land die Geschichte aktiv zu gestalten. Folglich mußte die Oper vom Piedestal einer kulinarischen Unverbindlichkeit heruntergeholt werden, sie ihre Wahrheiten beweisen: für ein neues Publikum, für neue Fragen. An diesem Entwicklungsprozeß ist bedeutsam, daß ein solches Musiktheater auf dem Boden der DDR entstand, wobei umso erfreulicher ist, daß die Methode Breitenwirkung erzeugt hat, daß Schüler und von Felsenstein Lernende bewiesen haben, wie sie sich unter neuen Bedingungen entwickeln und variieren läßt.

zb: In den sechzehn Jahren Ihrer Zugehörigkeit zur Komischen Oper haben Sie gerade durch die Aufeinanderfolge von Inszenierungen völlig unterschiedlicher Stücke die Methode des realistischen Musiktheaters immer wieder neu erprobt und auch entwickelt.

Götz Friedrich: Ich versuchte die Größe und Vielfalt der Palette zu beweisen. Das begann mit einer großen Liebe zur veristischen Oper: „La Bohème" und die auch vom Fernsehen gesendete „Tosca" als Stück von direkt zupackender menschlicher und gesellschaftlicher Beweiskraft, zu denen wiederum Mozarts „Cosi fan tutte" und Aubers „Fra Diavolo" in starkem stilistischen Kontrast stehen. Auf „Cosi" folgte „Salome" als ein Werk, von dem man kaum noch glaubte, daß es auf unsere Bühnen gehöre, und in den Jahren 1966/67 neben einem der ältesten Werke der Opernliteratur, Monteverdis „Heimkehr des Odysseus", die Uraufführung der zeitgenössischen Oper „Der letzte Schuß" von Siegfried Matthus.



„Tosca" – Regie: Götz Friedrich.

Fotos: Lagenpusch (2), Simon

zb: Also eine Spannweite des Musiktheaters von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Welche Erkenntnisse für die weitere Entwicklung des Musiktheaters haben Sie aus Ihrer Arbeit, vornehmlich der letzten Jahre, gezogen?

Götz Friedrich: Heute, also zwanzig Jahre später, geht es meiner Meinung nach darum, das Musiktheater, zu einer Angelegenheit des Volkes geworden, als ein Instrument zu handhaben, das, auf der Höhe der wissenschaftlich-technischen Revolution stehend, Verstand und Gefühl neu verbindet, das unsere Träume entschlüsselt und das die humane Tat programmiert.

zb: Sie bereiten gegenwärtig die Inszenierung von „Porgy and Bess" vor. Die Stückwahl ist zweifellos ästhetisches Bekenntnis?

Götz Friedrich: Ich glaube, daß wir anläßlich des 20. Geburtstages der Republik von unserem gesellschaftlichen und geographischen Bereich her durchaus das Recht und auch die Pflicht haben, diese Oper zu spielen, sie aber nicht nur als Neger-Oper zu verstehen, sondern sie im weitesten und schönsten Sinne als Volksoper zu begreifen: Menschen betreten die Opernbühne, die zu den größten Außenseitern der kapitalistischen Industriegesellschaft zählen und die den unerschütterlichen Glauben verkörpern und repräsentieren, daß auch sie einmal und gerade sie in jene bessere Zukunft gelangen, in der alle Menschen gleichgestellt und gleichberechtigt sind in der Chance und der Pflicht, ein für alle menschenwürdiges Leben zu schaffen. Wir müssen den humanen, über die Rassenfrage hinausgehenden sozialen Kern des Werkes entschlüsseln und deutlich machen. Hierbei bewerte ich auch die Gershwinsche Musik – wie überhaupt jede Musik, die für die Bühne komponiert ist – als sensitive Analyse des Menschlichen, die gerichtet ist auf Gedanken und Gefühl aktivierende Entdeckung menschlicher Verhaltensweisen in bestimmten gesellschaftlichen Situationen. Die Musik kann hierbei unerhört viel, sie kann Inneres, was sonst nicht gezeigt und gesagt werden kann, hörbar machen, sie kann Unbewußtes bewußt machen und unsere Träume konkretisieren. Damit hat das Musiktheater heute die unerhörte Chance, nicht nur zu zeigen, was einmal war und was ist, sondern auch, was sein könnte und was sein wird und muß. Es kann also unserem Denken, Tun und Träumen die Perspektive der Schönheit geben. Deshalb brauchen wir es auf unserem Weg in die Zukunft!

Peter Brähmig

„Der letzte Schuß" – Regie: Götz Friedrich.

Götz Friedrich, Jahrgang 1930, 1949 bis 1953 Studium der Theaterwissenschaften am Deutschen Theaterinstitut Weimar, 1953 Engagement an die Komische Oper Berlin, hier zunächst tätig als Dramaturg und Regieassistent, später als Regisseur und Erster szenischer und wissenschaftlicher Mitarbeiter von Intendant Walter Felsenstein, seit 1968 Oberspielleiter.

Inszenierungen an der Komischen Oper Berlin: „La Bohème", „Tosca", „Fra Diavolo", „Cosi fan tutte", „Salome", „Jenufa", „Die Heimkehr des Odysseus", „Troubadour", „Der letzte Schuß", „Aida".

Inszenierungen am Theater der Freien Hansestadt Bremen u. a.: „Rigoletto", „Ariadne auf Naxos", „Macht des Schicksals", „Carmen", „Figaros Hochzeit" und am Königlichen Theater Kopenhagen: „Simone Boccanegra" und „Die Heimkehr des Odysseus".

Götz Friedrich wurde 1963 mit dem Kunstpreis der DDR und 1967 mit dem Nationalpreis ausgezeichnet und wurde in diesem Jahr Mitglied der Akademie der Künste.

Zoodirektor Professor Dr. Wolfgang Ullrich „Indienreise 1969“

Dem Ochsen der da drischt...

Es ist Reisernte in Assam. Der Winter geht im Januar seinem Ende zu. Die Tage werden heißer. Das Land trocknet aus. In den letzten Wochen der kalten Jahreszeit, also noch vor unserem Weihnachtsfest, findet die Ernte des Reises statt. Von früh bis abends stehen die Bauern auf den Feldern. Während die linke Hand ein Büschel zusammenrafft, schneidet die rechte mit dem sichelförmigen Messer die Halme in halber Höhe ab. Sie werden mit Stroh zusammengebunden und auf den Boden gelegt. Das Stoppelfeld bleibt den hungrigen Rindern als Weide.

Daß der Reis überhaupt wächst und gedeiht, ist dem Monsunregen zu verdanken, der das ganze Land von Juni bis August unter Wasser setzt. Dann kommt die drückende, feuchte Hitze. Sie wird durch wohltuende Kühle im November abgelöst. Im Februar erwarten die Bauern und die Teepflanzer den nächsten Regen. Manchmal bleibt er auch aus. Dann dürstet das Land und der trockene Boden reißt unter der Hitze auf. Gedüngt werden die Felder nur sehr unvollkommen, nämlich durch die Rinder, die auf den Stoppelfeldern weiden. Außerdem ist Kuhdung ein begehrter Stoff. Zu Fladen geformt und in der Sonne getrocknet ist er das Brennmaterial der Bauern, denn Holz ist selten geworden. Die Wälder haben unter dem Raubbau und dem Feuer der Brandrodung gelitten, und Kohle kann sich der Bauer nicht leisten. So wird der wertvolle Dünger, der dem erschöpften Acker neue Kraft verleihen könnte, verheizt.

Es ist Frühling in Assam. Die Sträucher und Bäume stehen in herrlicher Blüte. Rot leuchten die „Flammen des Dschungels“ aus dem saftigen Grün der Blätter hervor. Nektar saugende Vögel, den Kolibris ähnlich, nicht nur durch ihre langen, dünnen Schnäbel, sondern auch durch die schillernden Farben ihres Gefieders, flattern und schwirren von Blüte zu Blüte und tauchen ihre Schnäbel tief in die farbigen Kelche hinein. Perlhals-Täubchen gurren und fordern ihre Auserwählten auf, mit ihnen zu nisten. Hoch oben in den höchsten Zweigen der Bäume trällern die Bülbüls ihr Lied in den blauen Himmel hinein. Sie suchen die Wärme, spreizen ihr Gefieder und lassen sich die Sonne auf den Leib scheinen. Zwei Monate später wird während der fast unerträglichen heißen Mittagszeit jedes Vogellied verstummen. Dann beginnt die Mittagsruhe gegen 12 Uhr und endet erst, wenn die Sonne den Zenit überschritten hat und sich langsam wieder dem Horizont zuneigt.

Aber die Bauern haben keine Zeit, das rege Treiben dieser Vögel zu verfolgen. Sie sind mit ihrem Reis beschäftigt. Auch die Kinder nehmen an der Ernte teil. Sie schleppen die an lange Stangen gebundenen Reisgarben zum Dorf, schneiden sie auf, breiten sie auf dem Boden des Gehöftes aus, der in den letzten Tagen mit einer neuen Lehmschicht bestrichen wurde, und führen die Rinder viele Stunden lang im Kreise über den Reis hinweg, damit ihre breiten Hufe die Körner aus den Ähren treten. Überall herrscht Geschäftigkeit. Die Mädchen kehren die Körner zusammen, breiten sie auf geflochtenen Reisstrohmatten aus, lassen sie in der Sonne trocknen und füllen sie in flache, breite Schalen, die auf und ab gewippt werden, damit die Körner durch die Luft springen und die Spreu sich vom Reise trennt. Die Männer reparieren ihre Hütten, bessern die Schäden an den Dächern aus und erweitern ihr Gehöft, wenn die Familie gewachsen ist. Aus dem Innern der Hütten klingt ein dumpfes rhythmisches Geräusch, das Aufschlagen des großen Hammers,

Die Männer tragen die Reisbündel zum Dorf.

Im indischen Frühling ist Erntezeit. In den Blüten der Sträucher und Bäume finden sich die Vögel ein. Der Bülbül singt sein Werbelied.

Alle Fotos von Prof. Dr. Ullrich

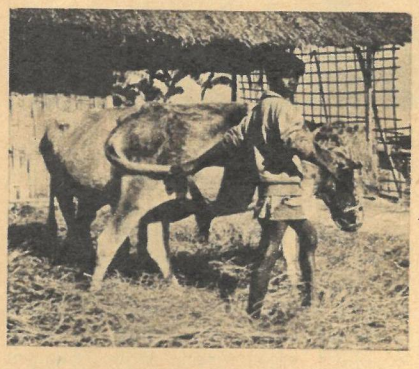
In den Gehöften sind die Reisbündel zum Trocknen ausgebreitet.

Bitte blättern Sie um!

Landwirtschaftliche Maschinen sieht man kaum in Assam; so stehen die Frauen von früh bis abends in den Feldern und schneiden den Reis.

Fortsetzung von Seite 21

der den Reis zu Mehl zerstampft. Er besteht aus einem großen Balken, der wie eine Wippe für Kinder gebaut ist. Ein Ende ist mit einem schweren, breiten Holzkopf versehen, der in ein tonnenförmiges Loch im Boden fährt, wenn die andere Seite der Wippe entlastet wird. So stehen die Frauen vor dem Reishammer, treten die eine Seite des Balkens, lassen den Hammerkopf hochschnellen und auf den Reis fallen. Das Trommeln der Hämmer ist die Musik, die das Ende der Reisernte verkündet. Nun bereiten sich die Bauern auf das Bihufest, das Erntedankfest vor. Da Rinder nicht geschlachtet werden dürfen, weil sie heilig sind, Fisch zu teuer ist, aber auch nicht genügend Ziegen vorhanden sind, um in jeder Hütte ein Festmahl bereiten zu können, wird mancher Bauer sein Glück als Wilderer versuchen. Deshalb muß der Förster von Kaziranga seine Patrouillen im Reservat verstärken. In diesen Tagen vor dem Erntefest wird mit Reitelefanten des Naturschutzgebiet nach Wilddieben abgesucht.



Das Dreschen übernehmen die Rinder. Als „Steuer" dient der Schwanz, um die Rinder im Kreis herumzuführen.

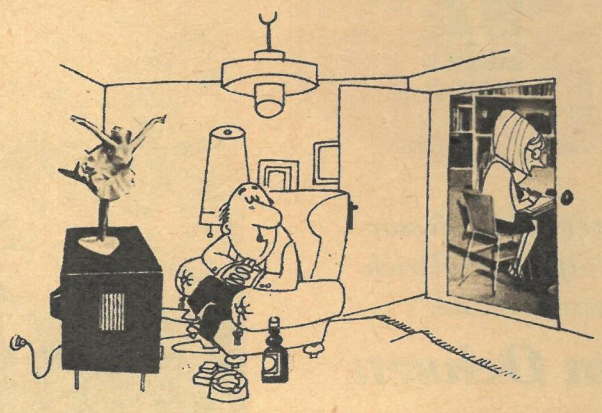
Das bedeutet für uns, daß wir unsere Beobachtungen im Reservat zu Fuß machen müssen, keine angenehme Angelegenheit, wenn man damit rechnen muß, plötzlich einem Panzernashorn gegenüberzustehen, das man vorher nicht sehen konnte, weil das hohe Elefantengras es verbarg. So bleiben wir heute auf dem Weg, der ins Reservat führt. Er ist auf einem kleinen Damm angelegt, damit er während der Regenzeit vom Hochwasser nicht hinweggespült wird. Und während wir nach einem Marabu Ausschau halten, der hoch oben auf einem Baum sitzt, wird es neben uns im Gras lebendig. Zuerst hören wir nur, wie Tiere durch das Dickicht brechen, dann aber dicht neben der Straße das bekannte Schnauben von Nashörnern, die sich verfolgen. Wir stehen, lauschen, versuchen herauszuhören, in welche Richtung die Tiere laufen. Das Geräusch wird lauter. Sie kommen auf uns zu. Wir schreien sie an, um sie auf uns aufmerksam zu machen. Doch ohne Erfolg. Das Gras teilt sich. Wir rennen so schnell wir können auf einen Baum zu, der uns Schutz bieten könnte. Als wir uns umschauen, steht dicht neben der Straße ein Panzernashorn. Sein Verfolger ist nicht zu sehen. Vielleicht haben wir ihn durch unser Geschrei vertrieben. Bald beruhigt sich das Tier und beginnt zu äsen. Es denkt nicht daran, den Straßenrand zu verlassen. Die Zeit vergeht. Schon verschwindet die Sonne hinter den Bergen. In einer halben Stunde ist es finster. Und immer noch äst das Nashorn dicht neben dem Weg. Es bleibt uns keine Wahl. Wenn wir nicht die Nacht auf dem Baum verbringen wollen, müssen wir versuchen, es zu umgehen. Vielleicht können wir in großem Bogen, gedeckt durch das Gras und den Damm, ungesehen am Panzernashorn vorüberkommen. Sollte es uns bemerken und angreifen, so gibt es weder Baum noch Hügel. Auch wissen wir nicht, was sich in dem Gras verbirgt, durch das wir hindurch müssen. Aber es bleibt uns keine andere Wahl.

Die Spreu vom Reis zu trennen ist die Arbeit der Kinder.

Geduckt, immer wieder prüfend, aus welcher Richtung der Wind weht, schleichen wir, vorsichtig jedes Geräusch vermeidend, in großem Bogen um unser ach so friedlich äsendes Nashorn. Als wir schließlich zwanzig Meter hinter ihm die Straße erreichen, hebt es den Kopf, schaut uns, wie wir meinen, fragend an und setzt seine Abendmahlzeit fort. Inzwischen ist es dunkel geworden. Aus den Fenstern der Hütten schickt das flackernde Licht des Feuers Blitze in die Nacht.

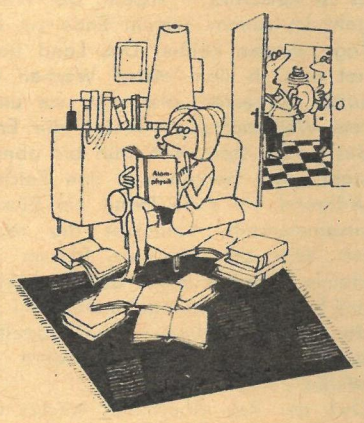
Theo Immisch

WEITERBILDEN großgeschrieben

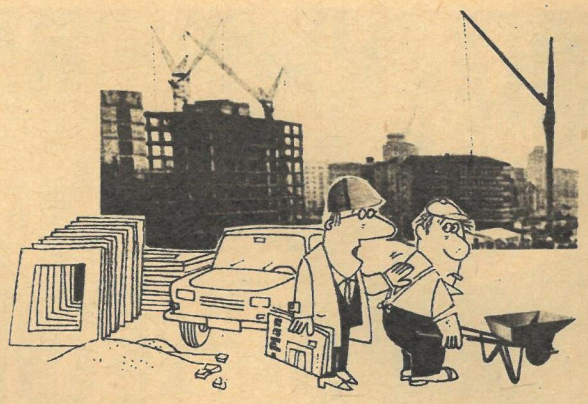


„Ich habe das jetzt satt mit deinem Fernstudium. Die Kinder verlieren ja jeglichen Respekt vor ihrem Vater!"

„Vergiß nicht, Erich, du brauchst ihn bei deinen Hausaufgaben in Mathematik!"



„. . . . und das Ganze wird mit etwas Essig abgeschmeckt . . ."

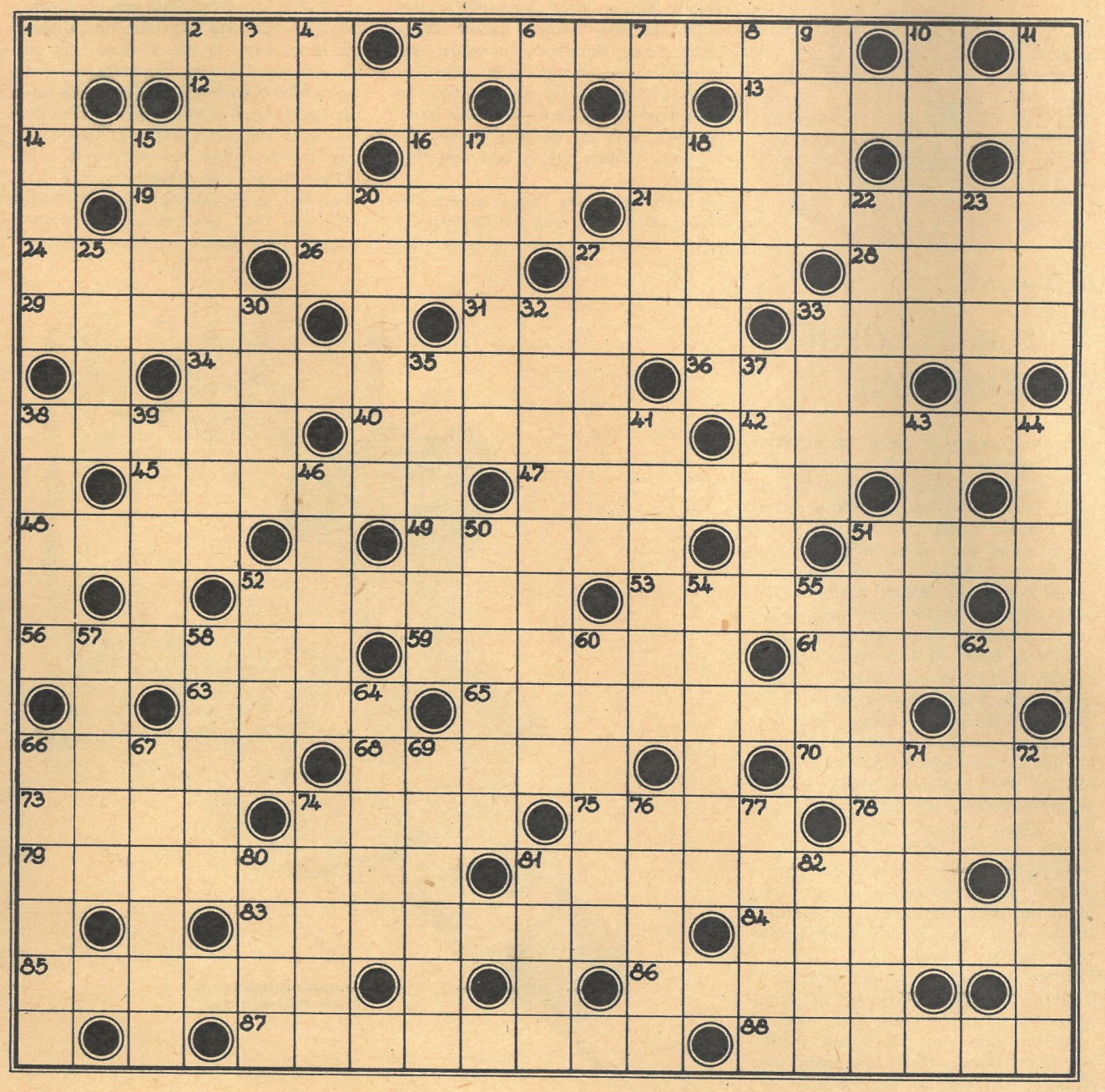


„Wissen Sie noch, Kollege Hempel, jedesmal, wenn sich keiner aus der Brigade zu einem Lehrgang meldete, haben Sie mich geschickt . . ."

„Soll ich zum ersten Unterrichtstag an der Volkshochschule mitkommen oder willst du allein gehen, Lothar?"

„Hier haben wirs ja, was ich für mein Fernstudium suche: a plus b in Klammern, zum Quadrat . . ."

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Gewürz, 5. kanadischer Sportschlitten, 12. Kampfplatz, 13. niedersächsische Industriestadt, 14. Frohgefühl, Erheiterung, 16. europäischer Staat, 19. Vogel, 21. Säugetier, 24. Gestalt aus „Lohengrin", 26. Inselstaat (landessprachlich), 27. Fruchtinneres, 28. Opernlied, 29. Stadt an der Elbe, 31. Großspiel im Skat, 33. Lebensjahre, 34. das Schwitzen, 36. Nadelbaum, 38. Aufmachung, Pomp, 40. Spielmarken, 42. Erfinder der Schiffsschraube, 45. Einheit der Schiffsgeschwindigkeit, 47. Satan, 48. Schachausdruck, 49. Gewebeart, 51. Teil des Barrens, 52. Waffe, 53. Ureinwohner Spaniens, 56. Einsiedler, 59. Oasenstadt in Saudi-Arabien, 61. Darmverschluß, 63. Nebenfluß der Kura, 65. Spinnenart, 66. Detonationsgeräusch, 68. deutscher Maler († 1924), 70. altrömische Silbermünze, 73. Schwimmvogel, 74. Destillationsprodukt, 75. Stadt im Norden Nigerias, 78. südamerikanisches Wurfgerät, 79. Pädagogin, 81. umfriedetes Naturschutzgebiet, 83. Beruf, 84. französischer Maler († 1954), 85. Unterwelt, 86. Kurort im Harz, 87. Nichtleiter, Abdichtungsmittel, 88. Schiffseigentümer.

Senkrecht: 1. Behältnis, 2. französischer Schriftsteller („Bel Ami"), 3. Planet, 4. Vakuum, 5. Huftier, 6. Geländeerhebung, 7. Teil der Mundhöhle, 8. Doppelsalz, 9. sozialistischer Schriftsteller († 1957), 10. Bezirkshauptstadt, 11. Beistand Leistender, Mitarbeiter, 15. Teil des Hauses, 17. Opern- und Liedsängerin († 1943), 18. Elitetruppe, 20. Begriff beim Fechtsport, 22. westliche Halbinsel Großbritanniens, 23. Turnerabteilung, 25. Fahrstuhl, 27. Zimt bester Qualität, 30. Fahrzeug, 32. niederländische Hafenstadt, 33. norwegischer Mathematiker († 1829), 35. zweisitziges Fahrzeug, 37. weiblicher Vorname, 38. Ergebnis, Gesamtbetrag, 39. Anteil, Anteilschein, 41. Mündungsarm der Donau, 43. Fenstervorhang, 44. mathematischer Grenzwert, 46. griechischer Buchstabe, 50. Redner, 51. mittelalterliche Hieb- und Stoßwaffe, 52. Tanzmädchen, 54. Südfrucht, 55. Schilf, Röhricht, 57. Vertiefung, 58. Künstler, 60. Bewohner eines vorderasiatischen Staates, 62. Gebirge in der UdSSR, 64. Freundin Goethes, 66. Teil des Hauses, 67. Kraftmensch, 69. Griff, Handhabe, 71. Auftrag, Rechnung, 72. männlicher Vorname, 74. Gesteinsart, 76. Blume, 77. Weisung, Auftrag, 80. Behältnis, 81. Wanderpause, 82. Blutgefäß.

Silbenrätsel

a bee brö bu chau chi chow claw da du e e e ei ein eind ga ga gen grimm gü ho il in in in is jew ken ki ko ku la lap lei li lis lis lu lum ma mau me me mi mi mus na na na ne ne nen ni ni nus nus on ra ra re ri ri ring sa sä shan sem si sol son strie strow sus tau te ti ti ti ti tu us ve ven venz vir wa wal wen win wro za

Es sind neunundzwanzig Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben abwärts, die letzten aufwärts gelesen, eine Lebensweisheit ergeben.

1. Kanton in der Schweiz, 2. Seeigel, 3. japanische Hafenstadt, 4. Hauptzweig der materiellen Produktion, 5. Kreisstadt in Schwerin, 6. niederländische Industriestadt, 7. Oblasthauptstadt in der Ukrainischen SSR, 8. verbissener Spott, 9. Alpenpaß in Österreich, 10. unechter Schmuckstein, 11. Volk in Mittel- und Ostsibirien, 12. Verneinung, 13. Stadt in der VR Polen, 14. Tochter des Ödipus, 15. Einzelgängertum, 16. deutscher Pathologe und Anthropologe († 1902), 17. Festbeleuchtung, 18. giftiges Liliengewächs, 19. Fehler, Versehen, 20. wertvolle Briefmarke, 21. Region in Ghana, 22. sowjetischer Kosmonaut, 23. Landschaft in Niederösterreich, 24. Zahlungsunfähigkeit, 25. Jahrhundert, 26. fleischfressende Pflanze, 27. Sternbild des südlichen Himmels, 28. Kunstrichtung, 29. Storchvogel.

1 _____
2 _____
3 _____
4 _____
5 _____
6 _____
7 _____
8 _____
9 _____
10 _____
11 _____
12 _____
13 _____
14 _____
15 _____
16 _____
17 _____
18 _____
19 _____
20 _____
21 _____
22 _____
23 _____
24 _____
25 _____
26 _____
27 _____
28 _____
29 _____

Rätsellösungen aus Heft 33

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Meerane, 6. Arolsen, 11. Tupolew, 12. Salto, 14. Onega, 16. Kalla, 17. Sue, 19. Nogat, 20. Elsa, 22. Ussa, 23. Werg, 25. Raman, 26. Star, 28. Staudte, 31. Kescher, 33. Kar, 34. Klapper, 36. Eriesee, 39. Galenos, 41. Edelgas, 43. Ion, 44. Weinert, 47. Zitrone, 51. Aale, 53. Arrak, 54. Emme, 57. Isel, 59. Arie, 61. Essen, 62. Eta, 64. Unita, 65. Elger, 67. Vlies, 69. Edition, 70. Apelles, 71. Steiner. — Senkrecht: 1. Markow, 2. Eisler, 3. Atlas, 4. Nut, 5. Epos, 6. Aloe, 7. Ren, 8. Owens, 9. Spagat, 10. Nestor, 13. Allgäu, 15. Gossec, 18. Ulme, 21. Arat, 22. Unze, 24. Ettal, 27. Adele, 29. Daphnie, 30. Ekrasit, 31. Kredenz, 32. Spinett, 34. Kog, 35. All, 37. Sog, 38. Ems, 40. Arena, 42. Arnim, 45. Niesel, 46. Real, 48. Inka, 49. Rheine, 50. Grat, 51. Agenda, 52. Lisene, 55. Meisen, 56. Edamer, 58. Engel, 60. Ruine, 62. Eris, 63. Avis, 66. Ede, 68. Lot.

Wabenrätsel. 1. Tüte, 2. Made, 3. Reat, 4. Operette, 5. Dimeter, 6. Stramin, 7. Surrogat, 8. Post, 9. Dreher, 10. Sardine, 11. Nereus, 12. Narr, 13. Heptode, 14. Rate, 15. Eris, 16. Amateur, 17. Mode, 18. Teheran, 19. Fantasie, 20. Materie, 21. Lama, 22. Lederin, 23. Nana, 24. Feme, 25. Katalpe, 26. Nell, 27. Tirana, 28. Fergana, 29. Kamera, 30. Lupe, 31. Gelatine, 32. Allegat, 33. Granate, 34. Kantille, 35. Lila, 36. Tell, 37. Tran.

E. Manuel

Wie wir Lärm bekämpften

Lärm, auch wenn er „leise" ist, schadet dem Menschen. Physisch und psychisch vollziehen sich krankhafte Veränderungen. Auch wenn der Betroffene selbst nichts davon merkt.

Als Röschen den alten Mikki von mir übernahm, begann für mich eine Zeit nervöser Leiden. Wenn Röschen von einer Leidenschaft ergriffen wird, frönt sie ihr gründlich. Sie hörte nahezu auf, Bücher zu lesen (ihre vorletzte Leidenschaft) und lebte nur noch für Mucki (sie nannte Mikki zeitweilig Mucki, weil er angeblich Mucken zeige). Wo das Kind ging, stand, saß oder schlief, ließ sie das Ding dudeln. Allmählich brachte ich es ihr bei, den Apparat auf Taschenlautstärke einzustellen. Das war am allerschlimmsten. Nun hörte ich überall in der Wohnung leise wimmernde Musik: Aus Hand- und Aktentaschen, aus Stadtkoffern, Necessaires und Nähkisten, aus Tisch- und Schrankschubladen, unter Kissen, Tischdecken und Teppichen hervor.

Röschen suchte diese schalldämpfenden Verstecke, um meine Nerven zu schonen, wie sie sagte. Aber das machte alles nur noch ärger. Ich hörte schließlich selbst dann noch Musik, wenn der Apparat nachweislich schwieg wie ein Grab.

Immer heftiger sehnte ich mich nach kräftigen lauten Tönen; mir ging das vage, unbestimmbare Gesumme schrecklich aufs Gemüt. Aber das wagte ich Röschen nicht zu sagen, weil sie dann ins andere Extrem gefallen wäre. Nur in gewissen Situationen bestand die Möglichkeit, den Apparat lauter einzustellen. Das war in Badeanstalten, öffentlichen Verkehrsmitteln, Ämtern und auf der Straße der Fall, wenn andere Kinder oder Jugendliche ihre Radios so laut heulen ließen. Wenn Röschen mich dann empört ansah, gab ich ihr zu verstehen, daß man die anderen vielleicht zur Einsicht brächte, wenn man ebenso laut oder noch lauter aufdrehe. Das tat Röschen dann auch mit wechselndem Erfolg und viel Vergnügen.

Als zu Hause eines Tages dauerhaftes Schweigen einzog, weil die Gnomzellen gerade so selten geworden waren wie manchmal im Spätfrühling die Zwiebeln, da brauchte ich eine ganze Weile, bis ich mich an die nicht mehr vorhandenen Lärmwellen gewöhnt hatte. Röschen schaltete schneller: Mikki alias Mucki flog irgendwohin in eine Ecke. Andere Ablagerungen legten sich darüber, und er schwieg nun tatsächlich wie ein Grab. Röschen entdeckte ihre vorletzte Leidenschaft wieder; sie las. Diesmal mit so gesteigerter Inbrunst als wolle sie das durch Mikki-Mucki-Musik Versäumte unverzüglich nachholen. Überall, wo es zu laut und zu heftig herging, legte sie die Stirn in Falten, sah mich groß und mahnend an und erwartete, daß ich den Lärm leiser „stellte". Da ich ebenfalls viel lese und dazu auch Ruhe brauche, war ich fast immer gern bereit, uns stille Stunden zu verschaffen.

Als wir beide neulich im Vorortzug nach Berlin fuhren, war unsere Lesepause kein ungetrübtes Vergnügen. Wir hatten uns den ruhigsten Waggon ausgesucht. Nach kurzer Zeit versanken wir im selbstgewählten Phantasiereich – und wurden bei der nächsten Station durch heiteres Geschrei daraus hervorgezerrt. Eine kleine Reisegesellschaft (zwei Männer und zwei Frauen) brach in unsere friedliche Oase ein und begann unter Lachen und Tränen dem ganzen Wagen bis ins kleinste Detail zuzurufen, was ihr so alles in den letzten vierundzwanzig Stunden passiert war.

Röschen sah vom Buch auf, zog die Stirn in vielsagende Falten und flüsterte: „Papaaa . . . !"

Ich zuckte mit den Achseln. Röschen zischte intensiver: „Du mußt was dagegen tun . . . !"

„Was . . . ?" flüsterte ich zurück. „Ich kann sie doch nicht abstellen."

„Ebenso laut reden wie sie", sagte Röschen, nun schon artikulierter, „oder noch lauter . . . . bei der Musik hat's auch oft geholfen."

Sie hat recht, sagte ich mir, warum eigentlich nicht? Und wir fingen beide an, schreiend laut über Tante Ottilie zu reden. Wir erinnerten uns – schallend lachend – an ihre Redensarten, wir imitierten sie und wischten uns vor lauter Entzücken die Lachtränen ab. (Dabei haben wir gar keine Tante Ottilie.)

Erst schwieg die kleine Gesellschaft verblüfft. Die vier Personen wandten sich einzeln und bald geschlossen um, starrten uns schließlich böse an und flüsterten so vernehmlich, daß es der ganze Waggon mitbekam: „. . . benehmen sich wie die Rabauken! Was geht uns ihre blöde Tante Ottilie an? !"

Röschen und ich schwiegen wieder. Wir beugten uns mit roten Ohren über unsere Bücher. Bis zum Ostbahnhof herrschte dann eisige, vornehme Stille.

„Das ist ein großartiges Rezept, Papa", flüsterte Röschen, als wir uns zwischendurch anblinzelten.

„Ich weiß nicht, mein Kind", flüsterte ich zurück, denn ich stellte mir vor, wie es wäre. wenn jeder versuchte, lauter zu sprechen als der andere. Und ich fügte hinzu: „Besser wäre, wir bemühten uns, leiser . . . ich meine rücksichtsvoller zu sein als die anderen . . ."

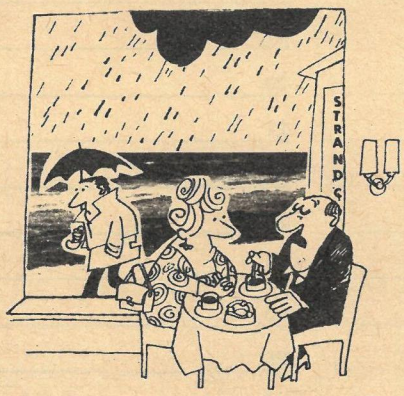
„Wirst du das auch zu Hause ausprobieren?" fragte Röschen flüsternd. Ich nickte verhalten. Ich wußte ja, worauf sie anspielte: Manchmal scheuchte ich sie unwillig auf, wenn sie meiner Ansicht nach zu lange über einem Buch träumte oder mit sich selbst beschäftigt war. Ich machte dann wohl etwas zu viel Lärm . . .

Illustration: Gerhard Vontra

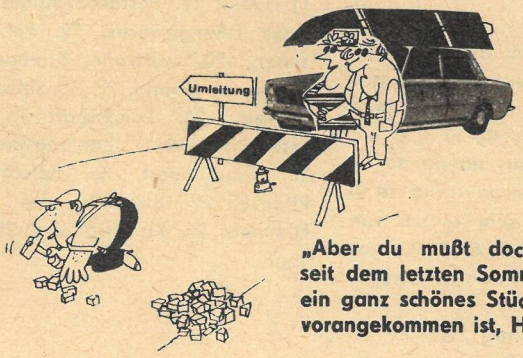
Urlaubsfreuden

erlebt von Theo Immisch

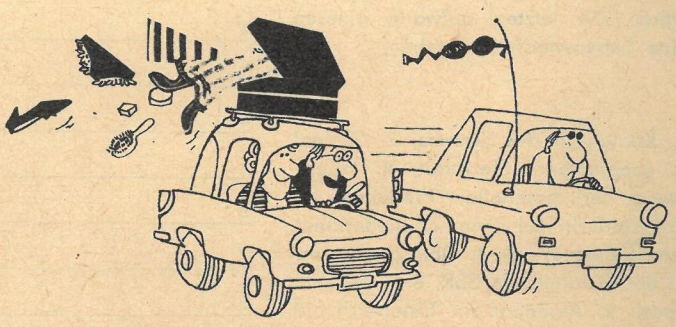
„Der ganze Urlaub im Eimer, die Batterien sind leer!"



„Es war sehr voreilig von dir, einen teuren Silastik-Badeanzug zu kaufen, Marianne!"



„Aber du mußt doch zugeben, daß er seit dem letzten Sommer ein ganz schönes Stück vorangekommen ist, Hubert!"



„Was hat der denn da Ulkiges an seiner Antenne?!"